

SPRACHKREIS DEUTSCH / BUBENBERG-GESELLSCHAFT BERN



Mitteilungen 3/2021

1. Dezember 2021

[bernerland.ch](http://bernerland.ch) oder [sprachen.be](http://sprachen.be)

Ja, ich möchte Mitglied des Sprachkreises Deutsch werden und unterstütze die Vereinsarbeit.

Wir setzen uns für die Geltung und den sorgfältigen Gebrauch der deutschen Sprache in ihrem angestammten Verbreitungsgebiet ein. Hochdeutsch und Mundart liegen uns gleichermaßen am Herzen.

Wir legen Wert auf eine hochwertige Sprachbildung in der Muttersprache und setzen uns für guten Unterricht in einer zweiten Landessprache an der Volksschule ein.

Wir fördern den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften in unserer viersprachigen Schweiz und befürworten Zweisprachigkeit in Regionen an der Sprachgrenze.

Wir tragen dazu bei, dass Anglizismen und Amerikanismen überlegt und mit Maß ins Deutsche eingebaut werden und dass für viele dieser englischen Wörter gute deutsche Entsprechungen gefunden und verbreitet werden.

Werden Sie Mitglied des Sprachkreises Deutsch und unterstützen Sie damit unsere Tätigkeiten durch Einzahlung von CHF 40 auf unser Postkonto 30-36930-7, bitte mit Angabe Ihres Namens und Vornamens, Ihrer genauen Adresse und mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“. Anmeldung am einfachsten direkt durch Zahlung von CHF 40 an SKD, Postkonto 30-36930-7, bitte mit Angabe Ihres Familien- und Vornamens, Ihrer Postadresse und evtl. Ihrer E-Post-Adresse sowie mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“.

Mit E-Post oder Briefpost:

Anmeldung per E-Post an [info@sprachkreis-deutsch.ch](mailto:info@sprachkreis-deutsch.ch) oder per Briefpost an Sprachkreis-Deutsch, 3000 Bern.

## INHALTSVERZEICHNIS

Sprachpolitik: Freiburg und Berner Jura	3
Schelten BE	4
Englisch als Aufhänger	6
Baden-Württemberg ist nicht „The Länd“	8
Die KV-Reform als Bruch mit der Bildungstradition	10
Entspannung an der Genderfront	18
Stopp den wilden Sprachregulierern	20
Doppelter Spaß in zweisprachigen Klassen	25
Perspektiven für die Zweisprachigkeit im Elsass (Buchbesprechung)	27
Impressum	31

Die Rechtschreibung variiert in den *Mitteilungen* von Beitrag zu Beitrag. Die Redaktion verzichtet darauf, alle Texte gemäß einer Hausorthographie zu normieren. In dieser Nummer gibt es auch Texte, die der Rechtschreibung folgen, die vor der Rechtschreibreform 1996 galt. Die Unterschiede sind indessen gering; sie fallen beim Lesen kaum auf.

---

*Titelbild: Blick vom Schönenberg über die Landschaft von Seehof zu den Berner Alpen*

## SPRACHPOLITIK

### Gescheiterte Gemeindefusion in Freiburg

Die von der konstituierenden Versammlung lange mit viel Aufwand vorbereitete Fusion der Stadt Freiburg mit ihrem Umland im Saanebezirk scheiterte in der Volksabstimmung: Außer der Kerngemeinde selbst stimmten nur Belfaux/Gumschen und Marly/Mertenlach dafür. Schon im Vorfeld deutete sich der Misserfolg an: Mancherorts war der Unwille spürbar, durch eine Fusion die Selbständigkeit der Gemeinde und damit die Bürger-nähe der Gemeindepolitik zu verlieren. Das Störmanöver in letzter Minute, welches die Communauté romande du pays de Fribourg (CRPF) veranstaltete, brachte Unruhe in das Projekt und war auch nicht hilfreich. Der Kompromiss, Freiburg amtlich für französischsprachig zu erklären und gleichzeitig für pragmatische Zweisprachigkeit zu sorgen, konnte nicht überzeugen. Dabei bietet die Stadt Freiburg ein umfassendes Bildungsangebot auf Französisch und Deutsch; die nächstgelegene Stadt, die etwas Vergleichbares anbietet (auf Deutsch und Italienisch), ist Bozen.

### Abrächete vom Kanton Bern oder vernachlässigte Peripherie

Das Bipperamt, links der Aare am Jurafuß gelegen, wurde früher gelegentlich als Abrächete<sup>1</sup> des Kantons Bern bezeichnet. Das scheint längst überwunden zu sein. Wie gut kennen aber die Deutschberner den Berner Jura noch? Und wie hält es der Kanton mit den Gegenden in diesem Kantonsteil, wo auch und z. T. vor allem Deutsch gesprochen wird? Werden sie etwa gar als lästiger Störfaktor empfunden? Vom Regierungsrat kann

---

<sup>1</sup> Abrächete<sup>n</sup>: 1. was an lose hängenden Halmen von einem Heu-, Getreidefuder abgereicht wird 2. übertr., Abhub, Abschaum, wertloses Zeug, auch auf geistigem Gebiet. *Schweizerisches Idiotikon* BD VI 113.

das nicht behauptet werden; vielmehr anerkennt er die Bedeutung der deutschsprachigen Gemeinschaft und deren historischen Beitrag zur Identität der Region. Er kennt auch die Probleme, welche mit der Schliessung der deutschsprachigen Schulen im Berner Jura entstanden sind. Auch der Regierung ist der Schutz sprachlicher Minderheiten wichtig. Mit der Umsetzung dieses Bekenntnisses hapert es allerdings noch, Schutz und Förderung werden der deutschsprachigen Bevölkerung im Berner Jura immer noch vorenthalten. Doch was nicht ist, kann noch werden. Allzu lange darf allerdings nicht mehr zugewartet werden – es besteht Handlungsbedarf.

Schelten und Seehof sind Gemeinden, in denen Leute wohnen, die gerne abseits größerer Siedlungen leben und arbeiten und die mit ihren Lebensbedingungen zufrieden sind. Was ihnen weniger gefällt, ist, dass sie ihre Schulen verloren haben. Das hat damit zu tun, dass die Familien auch auf dem Lande im Mittel weniger Kinder haben und dass bei einer kleinen Bevölkerung mit großen Schwankungen der Schülerzahl zu rechnen ist. Die Kinder müssen nun lange Schulwege mit dem Schulbus in Kauf nehmen; in Seehof noch dazu mit dem Nachteil, dass sie ausschließlich auf Französisch unterrichtet werden. Deutsch ist nur als Fremdsprache im Stundenplan, und dieser Unterricht ist in keiner Weise dazu geeignet, die Kinder in ihrer Muttersprache zu fördern. Zum Deutschen gehört bekanntlich auch die Standardsprache, welche die Kinder gegen Ende ihrer Schulpflicht beherrschen sollten; sonst geht auf lange Sicht auch die Mundart verloren. Wenn das Hochdeutsch nicht ausreicht, haben Schulabgänger zudem einen Nachteil bei der Suche einer Lehrstelle in der deutschen Schweiz und im späteren Berufsleben. Eigentlich sollten im sprachlichen Kontakt- und Mischgebiet Brücken geschlagen werden und auf beiden Seiten für die Leute Vor-teile herauschauen.

## SHELTEN

von Josef Stolz

Sie kennen Schelten nicht? Dann müsste ich Sie eigentlich tadeln, zurechtweisen, rügen oder ganz einfach schelten. Wahrscheinlich ist dieses Wort *schelten* eines der am schwierigsten zu konjugierenden Verben der deutschen Sprache. Versuchen Sie es: *schilt, schalt, gescholten...*

Tatsächlich gibt es auch eine kleine Ortschaft, eine selbstständige Gemeinde mit dem Namen Schelten. Ist da auch alles so kompliziert und schwierig? Ja, einiges bestimmt. Schon die Lage im nördlichsten Zipfel des Kantons Bern, zwischen den Kantonen Solothurn und Jura, an der Sprachgrenze mit nur einem Grenzpunkt zum Kanton Bern ist aussergewöhnlich. Es gibt keinen ÖV. Die nächste Postautohaltestelle ist eine Stunde entfernt. Die Post wird für die meisten Einwohner beim Schulhaus deponiert. Das Regierungsstatthalteramt für den Berner Jura ist im 60 km entfernten Courtelary. Ohne eigenes Fahrzeug wäre dieser Weg hin und zurück eine Tagesreise. Der einzige nur Französisch sprechende Einwohner ist unser Gemeindepräsident. Die zweisprachige Gemeindegemeinschafterin aus dem Jura dient im Gemeinderat und in Versammlungen als Übersetzerin. Über 1500 Personen haben das Bürgerrecht von Schelten, aber keiner wohnt hier. Ein grosser Teil davon sind Nachkommen von ehemaligen Flüchtlingen aus vielen europäischen Staaten.

Im hintersten Teil des jurassischen Val Terbi ist diese abgelegene Gemeinde zu finden, am Scheltenpass, der von Delémont über eine Höhe von 1050 m durch das solothurnische Guldental nach Mümliswil führt. Motorradfahrer erfreuen sich an der kurvenreichen Strecke. Radfahrer schelten über den mühsamen Aufstieg. Sind es Wanderer, dann geniessen sie den romantischen Weg von der letzten Posthaltestelle in Mervelier dem Scheltenbach entlang. Durch eine Schlucht und an beeindruckenden

Felsformationen vorbei, in denen geduldige Beobachter geheime Nester von Wanderfalken entdecken können, überqueren sie nach drei Kilometern die Kantons- und die Sprachgrenze. Zu einer ersten Ruhepause lädt die Kapelle am Wegrand ein, die Antonius dem Einsiedler geweiht wurde und einen kostbaren Altar aus der Kathedrale von Solothurn beherbergt. Nach einem Kilometer erreichen sie die Ortstafel Schelten - La Scheulte. Nur zwei Häuser bilden das Ortszentrum, das Restaurant Scheltenmühle und das alte Schulhaus. Nach 200 Metern kommt bereits die Ausserortstafel und nach einem weiteren Kilometer sind Sie bereits im Kanton Solothurn, aber immer noch mehr als 20 km von der nächsten grösseren Ortschaft Balsthal entfernt.



*Ein Bauernbetrieb in Schelten*



## ENGLISCH ALS AUFHÄNGER -

*oder von der Unentbehrlichkeit englischer Schlagwörter in der heutigen Medienwelt*

Ohne Englisch geht es heute gar nicht mehr, wenn sich in der Gesellschaft etwas bewegen soll. Auf Deutsch kommt man, wie es scheint, bei den Leuten nicht mehr an, wenn die Aufmerksamkeit auf ein wichtiges Thema gelenkt werden soll, sei es ein Mißstand, sonst ein Problem, ein Anliegen oder eine neue Erkenntnis. Beispiele gefällig?

### **Zu Fuß zur Schule gehen - oder doch lieber walk to school ?**

Früher war der Schulweg für die meisten Kinder ein wichtiger Teil ihrer Persönlichkeitsentwicklung, ebenso bedeutend wie der Unterricht selbst. Er bot ihnen die Gelegenheit, andere Schulkinder näher kennen zu lernen und Freundschaften zu pflegen. Seit Jahrzehnten werden in der ländlichen Schweiz Schulen zusammengelegt: einerseits wegen sinkender Schülerzahlen, andererseits wegen erhöhter Anforderungen an Unterricht und Infrastruktur. Das hat dazu geführt, dass viele Kinder aus Siedlungen abseits von größeren Ortschaften dazu gezwungen sind, mit einem Schulbus zum Unterricht zu fahren, mit teils längeren Fahrzeiten bis zu einer halben Stunde nach dem Fußmarsch zur Haltestelle des Postautos oder Schulbusses.

Nicht um diese Kinder geht es bei der lobenswerten Aktion *walk to school* des Verkehrsclubs der Schweiz (VCS), sondern um jene, die von ihren Eltern aus Gefälligkeit, Bequemlichkeit oder aus Furcht vor den Gefahren auf dem Schulweg regelmäßig im Privatwagen zur Schule gefahren werden. Die Aktion bezweckt, die betreffenden Eltern davon zu überzeugen, dass sie ihren Kindern den Schulweg zurückgeben sollen. Das Projekt geht übrigens auf Vorbilder in England und den Vereinigten Staaten zurück, wo sich die Gewohnheit, Kinder zur Schule zu chauffieren, wesentlich früher verbreitete als hierzulande.

Eigentlich heißt das bereits gut zwanzigjährige Projekt beim VCS *Zu Fuß zur Schule*, doch scheint es, daß die Projektleitung zum Schlusse gekommen ist, daß die Zielgruppe mit einem englischen Aufmacher besser zu erreichen ist. Damit liegt der VCS vermutlich sogar richtig, denn englische Wörter und Wendungen haben Prestige, fallen (immer noch) auf und wecken jene Aufmerksamkeit, welche deutschen Formulierungen nur mit besonderem Nachdruck erreichen können. So recht wohl kann uns bei der Sache dennoch nicht sein; warum muss das Englische für einen Slogan herhalten, wenn es um junge Kinder geht, die erfahren sollten, daß ihre Muttersprache für alles tauglich ist, was zum täglichen Leben gehört - und auch für das meiste andere.

### **Littering und die Vermüllung der Sprache**

*Littering* ist ein Anglizismus, der schon so gut eingebürgert ist, daß er nicht mehr als Fremdwort zu bezeichnen ist, sondern als Lehnwort zu gelten hat. Das hat bestimmt damit zu tun, daß sich das Wort lautlich gut ins Deutsche einfügt und überhaupt nicht fremd klingt und wohl mit der Zeit gar nicht mehr als englische Entlehnung wahrgenommen wird. Das Verb *littern* ist in der deutschen Gegenwartssprache hingegen noch wenig gebräuchlich und hat bisher nicht Eingang in den Duden gefunden. Das englische Wort ist - vereinfacht gesagt - aus dem Altfranzösischen entlehnt und entspricht französisch *litière*. Es bedeutete um 1300 ‚Bett‘, dann seit dem 14. Jh. ‚Bahre, Sänfte‘. In der weiteren Geschichte des Wortes wurde jeweils zum Nomen ziemlich gleichzeitig auch das entsprechende Verb gestellt. Im 15. Jh. kam die Bedeutung ‚Streu‘ hinzu, gegen 1600 dann ‚Wurf, Mehrlingsgeburt bei Tieren‘, im 19. Jh. ‚Tierkot, Ausscheidung von Tieren‘; die Bedeutung ‚Reste(n), Durcheinander, Abfall, Müll‘ ist erstmals für 1730 bezeugt.

Der Schaden hält sich für die deutsche Sprache in diesem Falle in Grenzen, wenn auch die Vielschichtigkeit des englischen

Originals verloren geht. Immerhin stehen uns auch deutsche Wörter zur Verfügung, in erster Linie das von *Müll* abgeleitete *Vermüllung*. Dazu werden mehrere Verben gebildet: *müllen*, *zumüllen*, *vermüllen*. Wenn wir Zusammensetzungen wie *Mülleimer*, *Mülltonne*, *Müllschlucker*, *Müllader* (*Müll-Lader*), *Müllabfuhr*, *Müllkippe* dazunehmen, ergibt sich eine recht zahlreiche Wortfamilie. Mit der merkwürdigen Entwicklung von *litter* im Englischen kann es das deutsche Wort *Müll* ohne weiteres aufnehmen, denn es hat auch Verwandte, denen die negative Bedeutung abgeht: *Torfmuld* und etwas weiter entfernt *mahlen* und *Mehl*.

Für die Schweiz könnte ins Feld geführt werden, daß das ursprünglich norddeutsche *Müll* (die südliche Form war einst *Gemüll*) genauso als Fremdwort empfunden wird wie eben *litter*. Bei den *Kartoffeln* sind wir nicht so zimperlich, während unsere österreichischen Nachbarn im allgemeinen an den *Erdäpfeln* festhalten. Die Ausrede von der fehlenden Bodenständigkeit können wir für Deutschland erst recht nicht gelten lassen, wo *Müll* längst landesweit üblich ist, wenn auch regional neben *Kehricht* und *Abfall*. Doch auch da ist nach Ausweis von Suchmaschinen *Littering* zweimal so häufig wie *Vermüllung*.

Bedenklich am Deutsch unserer Zeit ist nicht die Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern an sich – die kommt in allen europäischen Sprachen vor, sogar im Isländischen –; ein schlechtes Zeugnis stellt der Sprachgemeinschaft vielmehr die Tatsache aus, daß heute in großem Maße auf die Möglichkeit, zur Bildung neuer Begriffe auf eigene Wortbestände zurückzugreifen, aus Bequemlichkeit, Eitelkeit oder Faulheit verzichtet wird. Ein Beispiel dafür liefert ein Text von SRF. Im Titel steht zwar: „Das Liegenlassen von Abfall soll neu schweizweit gebüßt werden.“ Im Rest des Textes ist aber nur noch von *Littering* die Rede.

<https://www.srf.ch/news/schweiz/strafen-bis-zu-300-franken-das-liegenlassen-von-abfall-soll-neu-schweizweit-gebuesst-werden>

### **Booster – ein neuer Star im deutschen Wortschatz**

*Booster* stammt aus der englischen Fachsprache der Medizin. Es ist eine Kurzform von *booster shot* oder *booster injection* mit der Bedeutung ‚Auffrischungsimpfung‘. Im Englischen erklärt sich *booster* als Ableitung vom Verb *to boost* mit den Bedeutungen ‚ankurbeln, verstärken, steigern‘. Dieses Verständnis geht für alle Deutschsprachigen verloren, die nur Schullenglisch gelernt haben. Dabei gewinnt *Booster* inzwischen, dank seiner lautmalrischen Kraft, ein gewisses semantisches Eigenleben. *Auffrischung* wäre verständlich, klingt aber weniger dringlich, weniger medizinisch. Unsere Fachleute in den Talkshows ziehen das englische Fachwort vor, sie leben in der Blase von internationalen Studien, Untersuchungen und Bewertungen. Journalisten plaudern es nach. Inzwischen gibt es sogar eine deutsche Eigenbildung, das Verb *boostern*. „Ich bin schon geboostert“, klingt nach aktivem Mitmachen gegen die Pandemie. (Dieser Abschnitt stammt von *Horst Haider Munske* und steht im *VDS-Infobrief vom 06.11.2021*)

Ergänzung: Ein gutes Beispiel für den Mediengebrauch liefert eine Meldung von SRF vom 5.11.2021. Da kommt *Auffrischungsimpfung* zweimal vor, einmal als Stichwort vor dem Titel, dann noch einmal zu Beginn des Haupttextes. Danach ist nur noch von *Boosterimpfung* und *Booster* die Rede; auch das Verb *boostern* kommt vor. Fazit: Im Deutschen werden nicht mehr selbstverständlich bestehende, allgemeine Wörter auf eine spezifische Bedeutung angewandt. Das geschieht aus der irri- gen Annahme, eine solche Übertragung und Erweiterung der Bedeutung eines Wortes sei zu wenig fachtechnisch. Die Angelsachsen hingegen haben mit solchen Bedeutungserweiterungen keinerlei Schwierigkeiten.

<https://www.srf.ch/news/international/auffrischungsimpfung-so-hat-sich-israel-aus-der-coronakrise-geboostert>

## FATALE WERBEKAMPAGNE:

### BADEN-WÜRTTEMBERG IST NICHT «THE LÄND»

*von Alexander Kissler, Redaktor im Berliner Büro der NZZ*

*Teuer, unverständlich, anmassend: Der Reinform, den das Bundesland mit seiner neuen Dachmarke erlebt, ist symptomatisch. Innerdeutsches Ländermarketing misslingt meistens und ist immer überflüssig.*

Der neue Schutzpatron baden-württembergischer Selbstfindung heisst Woody Guthrie. Vor mehr als 80 Jahren komponierte und sang die amerikanische Folk-Legende den Hit «This Land Is Your Land». Davon liess sich nun offenbar eine Hamburger Werbeagentur inspirieren, als sie für gutes Steuerzahlergeld dem süddeutschen «Ländle» eine Imagepolitik verpasste und es als «The Länd» neu entstehen liess.

Die soeben gestartete Kampagne wird die Schwaben, Kurpfälzer und Badener mehr als 20 Millionen Euro kosten. Sie zeigt das Elend des deutschen Regionalmarketings: Eine unklare Zielgruppe wird betont humorig angesprochen, ohne negative Streueffekte zu berücksichtigen und ohne dem Prinzip der Verständlichkeit Genüge zu tun.

Nicht aus ästhetischen oder grammatikalischen Gründen, sondern aus Sorge um die Verkehrssicherheit stellte sich eine erste Kommune bereits quer. Die Stadt Neckargemünd strengte ein Bussgeldverfahren an gegen das Stuttgarter Staatsministerium. Das gelb grundierte, schwarz beschriftete Plakat mit der Aufschrift «Willkommen in the Länd» ist direkt unterhalb eines Ortsschildes von Neckargemünd aufgehängt worden. Es könnte mit diesem verwechselt werden, argumentiert die Kommune.

## Der arme Friedrich Schiller

Wenn infantiles Denglisch auf wildes Plakatieren trifft, kann das Schwaben auf die Palme bringen. Auch in anderen Landesteilen sind nicht alle Landeskinder so begeistert wie Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Der Grünen-Politiker lobte die millionenschwere Investition. Innerhalb einer halben Minute sei ihm klargeworden: «Das ist es, das passt.» Den Slogan «The Länd» verstehe jeder, meint Kretschmann. Er sei selbstbewusst und lasse «ein wenig Selbstironie aufblitzen».

Abgelöst wird damit die Dachmarke aus dem Jahr 1999, die tatsächlich selbstironisch und selbstbewusst wirkte: «Wir können alles ausser Hochdeutsch.» Nun soll das pseudoenglische, prädi- und sinnlose «The Länd», dessen zugehöriges Werbevideo sogar Friedrich Schillers Konterfei aufbietet, zur internationalen Marke ausgebaut werden und Fachkräfte anlocken.

Bald dürften also neugierige Menschen aus aller Herren Ländern ebenso grübeln, wie es heute schon einheimische Steuerzahler tun: Was soll uns das sagen? Dass diese Baden-Württemberger nicht nur kein Hochdeutsch, sondern auch kein Deutsch und kein Englisch können? Die treibenden Kräfte hinter der Kampagne, die baden-württembergischen Konzerne Daimler, Stihl und Trumpf, versprechen sich positive Effekte für den Arbeitsmarkt und die heimische Industrie.

Kretschmann hat zwar recht, wenn er auf die Historie verweist: «Vor 22 Jahren haben wir die erste Werbekampagne für ein Bundesland in Deutschland ins Leben gerufen.» Ein Ruhmesblatt ist diese Geschichte allerdings nicht. Kaum ein deutsches Bundesland hat seither der teuren Versuchung widerstanden, den eigenen Bewohnern und den Durchreisenden zu erklären, wie es wahrgenommen zu werden wünscht.

## Die einzigen Gewinner sind die Werbeagenturen

Sachsen-Anhalt etwa war das «Land der Frühaufsteher» und firmiert nun unter dem blassen Motto «Modern denken». In Sachsen heisst es «So geht sächsisch», zwischen Göttingen und Cuxhaven hingegen «Niedersachsen. Klar.». Das Saarland verkündet «Grosses entsteht immer im Kleinen», Brandenburg verspricht «Es kann so einfach sein», während Schleswig-Holstein «Der echte Norden» sein will.

Ein Gewinn sind diese eher bemühten denn gekonnten Slogans nur für die fürstlich entlohnten Werbeagenturen. Wer in einem Bundesland lebt, braucht nicht von seiner Regierung über deren augenzwinkernd gemeintes Heimatbild belehrt zu werden. Länder-Marketing ist nach innen überflüssig und verfehlt nach aussen seinen Zweck, weil es dort in der Regel erst recht niemand versteht. Es ist eine Beschäftigungstherapie für unausgelastete Ministerialbedienstete und damit so überflüssig wie ein Kropf.

Das gilt erst recht für «The Länd», das einem schönen Bundesland kein bisschen gerecht wird und in seiner albernen Wurstigkeit allenfalls einen Preis als besonders eindrucksvolle Fehlinvestition verdient hätte.

*Alexander Kissler, Redaktor im Berliner Büro der NZZ. Auszug aus dem Newsletter «Der andere Blick» vom 4.11.21.*

"Kennscht du „The Länd" des nirgends ischd,  
Weil du hier bei de Schwoba bischd?  
Mir wohnad 'em Ländle" wo jeder woiß,  
Wia des bei ons richtig hoißt.  
Bis uff d'Regierung hier em Land  
Dia verpulvrad onser Geld ohne Verschdand.  
„The Länd" braucht bei ons koi Sau,  
Do heddad ihr mit onserm Geld liaber Sinnvolleres dau!"

*Zitat, nicht von mir. Passt aber so gut.*

Quasi-anonymer Kommentar von F.H.

## EIN GENDER-KLASSIKER

Bettina Ramseier, Korrespondentin in Berlin, hat die Weisungen von SRF zu richtigem Gendern verinnerlicht. Aber auch vermeintliche Tugenden kann frau übertreiben. Tagesschau vom Samstag, dem 6.11.21, 7'41"ff:

„Diesmal entscheiden zum erstenmal in der Geschichte der CDU ... die Mitgliederinnen und Mitglieder, wer der neue Chef sein soll.“

## MISSLUNGENE ANSCHAULICHKEIT

„In verschiedenen Gemeinden stehen Abstimmungen von nationalem Interesse auf dem Stimmzettel.“

Die Abstimmungen stehen bevor oder an oder finden statt. Auf den Stimmzetteln stehen eher die Vorlagen, welche das Stimmvolk annehmen oder verwerfen kann.

Hilfreich wäre es übrigens gewesen, wenn auch gleich eine Übersicht über die wichtigsten kommunalen Urnengänge gegeben worden wären.



*Seehof BE*

## DIE KV-REFORM ALS BRUCH MIT DER BILDUNGSTRADITION

*Die Reform der kaufmännischen Lehre kippt vieles über Bord, was wir unter Schule verstehen, so die Fächer, und wirft darum hohe Wellen. Ob sie Schiffbruch erleidet, wird sich weisen.*

von Konrad Kuoni

Dass hierzulande Schulthemen heisse Eisen sind, hat Tradition: Die Gründung des Bundesstaats von 1848 ist das Resultat eines schulischen Konflikts. Als die Luzerner Regierung im Oktober 1844 Jesuiten als Professoren an die Höheren Lehranstalten berief, führte dies zu zwei antiklerikalen Freischarenzügen. Der zweite von Ende März 1845 brachte Luzern an den Rand einer Niederlage und hatte über 120 Todesopfer zur Folge.

Als Reaktion darauf gründeten die katholisch-konservativen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis eine Schutzvereinigung (Sonderbund), was die Mehrheit der Tagsatzung nicht akzeptierte. Die Spannungen entluden sich im Sonderbundskrieg vom November 1847, der mit der Niederlage der Katholisch-Konservativen endete und den Weg zur Gründung der modernen Schweiz ebnete.

Der folgende Text möchte zeigen, wie sich die Schulen im europäischen Raum, insbesondere in der Schweiz, entwickelten, hat seinen Schwerpunkt in den Reformen um das Jahr 2000 und gipfelt in der aktuellen Diskussion um die Neugestaltung der kaufmännischen Lehre, welcher der Autor kritisch gegenübersteht.

Bereits im antiken Griechenland gab es Schulen, doch waren sie in Athen nur freien, männlichen Bürgern, also einer kleinen Minderheit, zugänglich, während sie im konkurrenzierenden Sparta die Knaben auf den Kriegsdienst vorbereiteten und entsprechend grausam waren.

Im Römischen Reich traten ab ca. 300 vor Christus gebildete griechische Sklaven als Hauslehrer auf, und es entstanden Grammatikschulen, in denen griechische Literatur, Sprachen und Mathematik gelehrt wurden. In der Regel unterrichteten aber die Väter ihre Söhne. Ab dem fünften Jahrhundert war die Kirche hauptsächliche Trägerin der Bildung. Inhalte waren neben Lesen und Schreiben das Wissen der Antike und das christliche Gedankengut; Ziel war die Ausbildung des Klerus. In den Klosterschulen setzten sich ab dem 12. Jahrhundert die sieben freien Künste (*septem artes liberales*) als Bildungskanon durch: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie.

### Langsame Entkoppelung von Kirche und Schule

Mit dem Erstarken der Städte entstanden nun auch städtische Schulen (Freiburg: 1181, Bern: 1240, Schaffhausen: 1253), in denen Latein dominierte und die Söhne der Privilegierten Lesen, Schreiben und Rechnen lernten, um nachher eine Laufbahn etwa als Ärzte oder Notare anzutreten. 1460 wurde die Universität Basel gegründet; sie blieb bis ins 19. Jahrhundert die einzige in der Eidgenossenschaft. Nach und nach begann der langsame Prozess der Entkoppelung von Kirche und Schule resp. Bildung. Bildung, so die modernere Vorstellung, sollte es dem Menschen ermöglichen, zu seiner wahrhaften Bestimmung zu gelangen. Der Niederländer Renaissance-Humanist Erasmus von Rotterdam (ca. 1466 – 1536) formulierte es so: «Nichts ist naturgemässer als Tugend und Bildung – ohne sie hört der Mensch auf, Mensch zu sein.»

Der aus dem heutigen Tschechien stammende Pfarrer, Lehrer und Philosoph Johann Amos Comenius (1592 – 1670) forderte in seiner 1657 veröffentlichten *Didactica magna*, dem ersten grossen Werk der Didaktik, muttersprachlichen Unterricht für alle, also Knaben und Mädchen aus jeder sozialen Schicht, und dies gewaltfrei. Eine umfassende Allgemeinbildung (*omnes om-*

*nia omnino*: alle alles ganz) sollte die jungen Menschen dazu befähigen, an sich selbst zu arbeiten und zu einer besseren Welt beizutragen, verbunden auch mit Lust, von der heute bedauerlicherweise nicht mehr die Rede ist: «Die Schule sei keine Tretmühle, sondern ein heiterer Tummelplatz des Geistes.»

In Preussen verhalf Wilhelm von Humboldt (1767 - 1835) der Idee der Volksschule zum Durchbruch. Schule resp. Bildung sollten zur Vervollkommnung der Persönlichkeit, zum Erlangen von Individualität, zur Selbstverwirklichung und letztlich zu einer besseren, weil gerechteren Gesellschaft führen, in der mündige Bürgerinnen und Bürger verantwortlich handeln.

Zu Humboldts Zeit entstanden in der Schweiz immer mehr Schulen, wobei die Entwicklung auf dem Land hinterherhinkte. Unterrichtet wurde hauptsächlich Lesen. Schreiben konnte nur ein Teil der Schülerschaft, Rechnen lernten noch weniger.

Nachdem sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts die jahrgangsdurchmischten Schülerinnen und Schüler gegenseitig unterrichtet hatten und daneben einzeln vom Lehrer angeleitet worden waren (eine Frühform von SOL, selbstorganisiertem Lernen), begann sich nun der Frontalunterricht in Klassen durchzusetzen.

Während der Helvetik (1798 - 1803) kam es mit der Einführung eines Volksschulgesetzes zu einer Zentralisierung, die allerdings während der Mediation und Restauration (1803 - 1830) rückgängig gemacht wurde. An den Volksschulen wurden nun hauptsächlich Religion, Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet. In der Lehrerbildung sah man das beste Mittel zur Verbesserung des Schulwesens, was zur Gründung von diversen Lehrerseminaren führte, so in Küssnacht 1832. Bildung wurde nun auch als Mittel verstanden, um die breite Masse am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu lassen, wofür stellvertretend die Aussage von

Heinrich Zschokke (1771 - 1848) steht: «Volksbildung ist Volksbefreiung.»

Mit der totalrevidierten Bundesverfassung von 1874 mussten die Kantone schliesslich das Obligatorium des unentgeltlichen Primarschulunterrichts durchsetzen.

### **Berufsbildung: Von den Zünften zum dualen System**

Eigene Wege ging die Berufsbildung. Ab dem 15. Jahrhundert waren die Zünfte für sie zuständig, dies im Einverständnis mit den städtischen Behörden. Die Lehre dauerte drei oder vier Jahre. Danach gingen die jungen Männer als Gesellen für mindestens fünf Jahre auf Wanderschaft. Nachdem die Zünfte im 19. Jahrhundert nach und nach abgeschafft worden waren, ging die Lehre beim Meister zwar weiter, aber eine integrierte staatliche Instanz fehlte. Die Konkurrenz durch die aufstrebenden Fabriken und die Wirtschaftskrise von 1873 führten zu einem Reformdruck, kombiniert mit dem Fabrikgesetz von 1877. Dessen Kausalhaftung der Unternehmer bei Arbeitsunfällen erhöhte den Druck in Richtung einer verbesserten Ausbildung mit Unfallprävention. Zudem wurde die Arbeit unter 14 Jahren verboten, was Arbeiterkindern eine Berufsbildung erleichterte. Treibende Reformkraft war der 1879 gegründete Schweizerische Gewerbeverband.

1884 beschloss der Bund, berufliche Bildungsanstalten zu subventionieren. So entstanden nun Gewerbebeschulen. Das duale System der Berufsausbildung war geboren, auch im kaufmännischen Bereich, wo es bisher üblich gewesen war, die Söhne in Handelsfirmen ausbilden zu lassen. Der 1873 gegründete Schweizerische Kaufmännische Verband begann, kaufmännische Berufsschulen aufzubauen, so dass auch in diesem Bereich ein duales System mit Schule und Betrieb entstand, das ab 1891 ebenfalls vom Bund subventioniert wurde. Bis Ende des Zweiten Weltkriegs hatte allerdings die Mehrheit der Angestellten

in Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft keine Lehre absolviert.

### **Paradigmenwechsel mit Bologna und PISA um das Jahr 2000**

Um die Jahrtausendwende schwappten plötzlich massive äussere Einflüsse ins Schweizer Bildungssystem hinein. 1999 unterzeichneten 29 europäische Bildungsminister in Bologna, wo 1088 die erste europäische Universität entstanden war, eine Erklärung mit dem Ziel, die akademische Ausbildung zu vereinheitlichen sowie die Mobilität und die Arbeitsmarktfähigkeit (Employability) zu fördern. Zudem sollten die Hochschulen ihre Finanzierung auch selbst an die Hand nehmen, also Drittmittel generieren. Die Schweizer Unterschrift erfolgte ohne parlamentarische Legitimation oder Volksabstimmung. Das Dreistufensystem mit *Bachelor*, *Master* und *Doctor* wurde installiert und mit dem Leistungspunktesystem ECTS verknüpft (*European Credit Transfer System*, 1 ECTS-Punkt entspricht 30 Stunden Arbeit). Aus der Kindergärtnerin wurde die *Bachelor of Arts in Pre-Primary-Education*. Bologna führte zu einer Bürokratisierung, Ökonomisierung und Verschulung der Universitäten mit Outputorientierung und einem Nützlichkeits- und Verwertbarkeitsdenken: Bildung eher als Arbeitsmarktmassnahme denn als kulturelle Errungenschaft. Studentinnen und Studenten entscheiden sich oft nicht mehr auf Grund ihrer Interessenlage, sondern aus (zeit)ökonomischen Gründen für ein bestimmtes Modul. Entscheidend ist so nicht mehr, was einen persönlichen Bildungsgewinn mit sich bringen könnte, sondern, was wie viel zählt. Die eigentlichen Interessen drohen verschüttet zu werden. Mario Andreotti beschreibt es in *Eine Kultur schafft sich ab* so: «Echte Bildung, die sich nicht nur an ökonomischen Interessen orientiert, sondern die geistigen Fundamente unserer Kultur vermittelt, sieht anders aus.»

Ein Jahr später, 2000, begann die OECD mit den PISA-Studien (*Programme for International Student Assessment*) bei den Fünf-

zehnjährigen mit Vergleichstests in Mathematik, Lesekompetenz und naturwissenschaftlicher Grundbildung, die alle drei Jahre erhoben werden. Insbesondere die Resultate im Leseverständnis waren in der Schweiz deutlich unter dem Erwarteten. Finnland schloss 2000 und 2003 in diesem Bereich am besten ab, was dazu führte, dass sein Schulsystem mit ungegliederter Gesamtschule und extrem hohem Maturitätsanteil von rund 90% als vorbildlich angesehen wurde, dem nachzueifern sei. Rudolf H. Strahm hat in der *Akademisierungsfalle* aufgezeigt, dass die Schweiz dank ihrem Berufsbildungssystem eine im Vergleich zum europäischen Ausland sehr tiefe Arbeitslosenquote (inklusive Jugendarbeitslosenquote) hat, was man vom Testsieger Finnland nicht behaupten kann. Die Regel «Je tiefer der Maturitätsanteil, je tiefer die Arbeitslosenquote» lässt sich sogar innerhalb der Schweiz belegen. Insofern ist die Klage der OECD über die tiefe Maturitätsquote in der Schweiz verfehlt. Strahm schreibt pointiert: «Ein Universitätsabschluss gewisser europäischer Staaten entspricht niveaumässig manchmal nicht einmal einem Berufslehre-Abschluss in der Schweiz.»

Die deutsche Politologin Tonia Bieber zeigte auf, wie stark Bologna und PISA in der Schweiz wirkten. Mit ihnen wurde Druck auf das Bildungssystem ausgeübt, obschon es bis anhin als vorbildlich angesehen wurde, so dass, so Bieber, «in der Schweizer Bildungslandschaft eine ungewöhnlich hohe Zahl umfassender Reformen eingeführt wurden», ja ein «extremer Kurswechsel» stattfand. Seither befindet sich das Schweizer Bildungswesen in einem hamsterradähnlichen Reformprozess, der zunehmend zentral gesteuert wird.

Vor diesem Hintergrund kam 2006 Art. 62 Abs. 4-6 in die Bundesverfassung, nämlich die Verpflichtung zu einer Harmonisierung der obligatorischen Bildung, was zum HarmoS-Konkordat von 2007 führte mit dem Ziel, die obligatorische Schulzeit zu vereinheitlichen. Daraus entstand der Lehrplan

21 mit seiner Kompetenzorientierung und seinem Frühfremdsprachenkonzept, das, so Mario Andreotti, nicht berücksichtigt, dass Kinder Fremdsprachen synthetisch (mit alltäglichen Erfahrungen) und nicht analytisch (mit abstraktem Denken) lernen.

### **Kompetenzorientierung**

Die heute gängige Definition des Kompetenzbegriffs stammt vom deutschen Psychologen Franz Emanuel Weinert (1930 - 2001), der diese in seinem letzten Lebensjahr im Auftrag der OECD entwickelt hat: «Kompetenzen sind die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können.»

Der Lehrplan 21 umfasst 470 Seiten, 363 Kompetenzen und 2304 Kompetenzstufen. In der Nordwestschweiz muss man, wenn man Kindergärtner unterrichtet, zu 72 Aussagen, z.B.: «Das Kind erledigt Aufgaben termingerecht und vollständig», auf einer Skala von 1-4 ein Kreuzchen machen. Bei 20 Kindern macht das 1'440 Kreuzchen pro Semester.

Die Schülerinnen und Schüler sollen gemäss Konzept des Lehrplans 21 den Stoff häufig selbstorganisiert allein oder in Gruppen erarbeiten, wie zur Zeit vor 1750 also. Aus dem Lehrer wurde mit dem Lehrplan 21 zunehmend ein Coach, eine Lehrbegleiterin, ja ein Lernpartner. Der renommierte Schweizer Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl meint dazu: «Selbstorganisiertes Lernen setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, die es bei Kindern gar noch nicht gibt. Die Kinder werden alleine gelassen. Das löst Stress und Überforderung aus.»

Roland Reichenbach, Schweizer Erziehungswissenschaftler, steht dem reinen Kompetenzdenken grundsätzlich kritisch gegenüber. In einem Interview mit SRF aus dem Jahr 2015 äusserte er sich so: «Konfuzius plädierte dafür, dass man sich als Schüler auf etwas einlässt, ohne zu wissen, wohin einen das führen wird. Heute muss alles nützlich sein, alles braucht einen TransfERNutzen. Aber oft ist eine Idee doch nützlich, weil sie uns zu weiteren Ideen bringt. Und genau dieser Prozess bereichert uns.» Noch akzentuierter äussert er sich in der *Bildungsferne*, wenn er schreibt: «Jede pädagogisch gebildete Lehrperson weiss, dass es unsinnig ist, Bildung allein als Kompetenzerwerb zu konzipieren.» Er bemängelt die «Theorielosigkeit der Reform» und fragt sich, «warum ein Reformprozess aufrechterhalten wird, der von kaum jemandem getragen wird, ausser von den Reformern aus der Bildungsadministration selbst und von einer Handvoll Wissenschaftlern, die die relativ prestigeträchtigen, methodisch interessanten, aber theoretisch wenig herausfordernden Auftragsarbeiten im Kontext der Reformen gerne übernehmen.»

Einer der schärfsten Kritiker der Kompetenzorientierung ist der österreichische Philosophieprofessor Konrad Paul Liessmann. In der *Geisterstunde* befürchtet er eine «damit verbundene geistige und seelische Verarmung» und meint: «Die Einsicht, dass es eine grundlegende Differenz zwischen dem Abrufen von Informationen und dem Verstehen einer Sache gibt, ist deshalb auch verloren gegangen (...) Uns fehlt mittlerweile jede Vorstellung davon, dass es geistige Inhalte geben könnte, die Wert und Interesse in und für sich selber haben (...) In der Fächerdämmerung, die sich über unsere Schulen und teilweise auch Universitäten senkt, verschwindet so ein essentielles Moment europäischer Bildung: der Hunger nach Erkenntnis, der Wille zur Welt, die Konzentration auf eine Sache, die Neugier auf alles Mögliche und nicht nur auf das, was heute oder mor-

gen nützen kann. Die neue Disziplinlosigkeit führt zu einer Verwehrlosung des Denkens und einer Abwertung des Wissens, die nur im Interesse jener sein kann, die kein Interesse an gebildeten Menschen haben, da die Dummheit zu den Fundamenten ihres Geschäftsmodells zählt. *In der Forderung nach Aufhebung und Überschreitung der Fachgrenzen zeigt sich die Praxis der Unbildung in ihrer unbedarft-aggressiven Art.»*

### **KV-Reform**

Die KV-Reform, mit der man die am meisten gewählte Lehre der Schweiz fundamental neu aufgleist, geht einen entscheidenden Schritt weiter: Es werden nicht die Fachgrenzen aufgehoben und überschritten, sondern die Fächer abgeschafft. Der nächste und letzte Schritt wäre es wohl, den Berufsschulunterricht mit Verweis auf Google, wo man alles abrufen könne, aufzulösen und die Schülerinnen und Schüler ganz im selbstorganisierenden *Homeschooling* zu belassen.

Matthias Wirth, damaliger Präsident der SKKAB (Schweizerische Konferenz der kaufmännischen Ausbildungs- und Prüfungsbranchen, die Trägerin des Berufs Kauffrau/Kaufmann EFZ), beauftragte 2017 die Leiterin der privaten Zürcher Firma Ectaveo, Petra Hämmerle, mit dem Projekt KV 2022, wofür üppig Bundesgelder gesprochen wurden. Pikant: Seit 2018 arbeitet Matthias Wirth bei Ectaveo. Statt dass man Kompetenzen an Fächer anbindet, werden Letztere aufgelöst und durch die folgenden fünf Handlungskompetenzen ersetzt: Handeln in agilen Arbeits- und Organisationsformen, Interagieren in einem vernetzten Arbeitsumfeld, Koordinieren von unternehmerischen Arbeitsprozessen, Gestalten von Kunden- oder Lieferantenbeziehungen, Einsetzen von Technologien der digitalen Arbeitswelt. Dass die K-Stufen 1 (Wissen) und 6 (Beurteilen) im neuen Bildungsplan nicht vorkommen, ist folgerichtig: Wer nichts weiss, kann auch nichts beurteilen.

Auffallend ist die schul- und bildungsfeindliche Sprache der Reformer. Wenn Petra Hämmerle sagt: «Ich lerne nicht kochen, indem ich ein Kochbuch lese, sondern indem ich mich an den Herd stelle», spielt sie Praxis gegen Theorie aus und verkennt offenbar völlig, dass alle guten Köchinnen sich sehr wohl mit Kochbüchern beschäftigen. Wenn sie behauptet: «Erfahrung ist zentral für den Kompetenzerwerb – und kann nicht auf der Schulbank stattfinden», spielt sie Betrieb gegen Schule aus. Wenn sie fordert: «Das erworbene Wissen muss für die Arbeitssituation von Nutzen sein», spricht sie der Allgemeinbildung die Legitimation ab. Und wenn Matthias Wirth, damals noch als SKKAB-Präsident, verkündet: «Im Lehrbetrieb sammelt man Praxiserfahrung und baut berufliche Handlungskompetenz auf, nicht auf der Schulbank», wertet auch er die Schule ab.

Wer also bis anhin z.B. Deutsch, Englisch oder Wirtschaft und Gesellschaft unterrichtete, muss nun versuchen, seine Lektionen in eine der erwähnten Handlungskompetenzen umzumünzen. Künftig wird sich die Frage stellen, warum jemand überhaupt ein Fach studiert haben muss, wenn nachher gar kein Fach mehr unterrichtet wird. Roland Reichenbach spricht in diesem Zusammenhang von einer «Deprofessionalisierung des Lehrberufs». Auch Rolf Dubs, der Doyen der Schweizer Wirtschaftspädagogik, steht dem Konzept kritisch gegenüber. Im *Folio 4/2021* schreibt er: «Diese neue Gestaltungsidee orientiert sich gegenwärtig an einem populären Trend, der – nicht zuletzt als Folge der Informatik und des selbstständigen Lernens – der Erarbeitung von geordnetem Wissen keine grosse Bedeutung mehr beimisst. Diese Annahme ist wissenschaftlich schon lange widerlegt.»

Weil das Projekt gesamthaft kostenneutral sein soll, besteht die sehr reale Gefahr, dass Gelder, die bis anhin in Form von Löhnen dem Unterricht zugutekamen, in Richtung Ectaveo ab-

fliessen. Esther Schönberger, Rektorin am KV Luzern, wo aktuell 30 von rund 100 Lehrerinnen und Lehrern in der *Arbeitsgruppe Reformen* mitwirken, Präsidentin der Schweizerischen Konferenz kaufmännischer Berufsschulen SKKBS und Verfechterin der Reform, sagt in einem Interview: «Die Vorgabe ist ja, dass die Reform kostenneutral sein soll. Mit SOL haben wir die Möglichkeit, in gewissen Bereichen (z.B. im Üben und Vertiefen) die Lernenden selbstständig arbeiten zu lassen: Sobald die Lehrmittel und Lernmedien da sind, können die Lernenden nach Einführung unbegleitet arbeiten.» Diese Lernenden sollen persönliche Portfolios erstellen, auf welche die Lehrkräfte Zugriff haben. Dazu werden Lizenzen benötigt, die 140 Franken pro Jahr pro Lehrkraft kosten und bei der Firma Konvink bezogen werden können. Konvink wiederum gehört Ectaveo. Es gibt rund 4'000 KV-Lehrerinnen und -Lehrer. Man rechne.

Fachschaften gibt es keine mehr, stattdessen HKO-Teams, in denen viel mehr als früher zusammengearbeitet werden muss, weil ja zu besprechen ist, wer nun welchen Teil seines ehemaligen Fachs in welche Handlungskompetenz unterbringt. Das führt entweder zu unbezahlter Mehrarbeit oder weniger Unterrichtsaufwand oder zu beidem.

Armin Müller, Mitglied der Chefredaktion der *Sonntagszeitung*, meint: «Die Lehrer, die das Ganze in der Praxis umsetzen müssen, werden von der Politik als Kostenfaktoren, von der Verwaltung als Hindernisse und von den Bildungswissenschaften als Ewiggestrige behandelt, die man am besten auf Distanz hält.» Lehrerinnen und Lehrer waren denn auch kaum in das Projekt KV 2022 involviert. Bei der Umsetzung der Reform helfen soll ihnen ein Heer von Dozentinnen und Dozenten von diversen pädagogischen Hochschulen und des Eidgenössischen Hochschulinstituts für Berufsbildung EHB, die dazu ein Konsortium gebildet haben (PH Luzern, PH Zürich, PH St. Gallen, EHB). Für diese, die ja wegen Bologna drittmittel-

abhängig sind, ist das Projekt ein gefundenes Fressen, so dass sie es gutheissen. Wes Brot ich ess, des Lied ich sing. Hiess es bei Goethe im *Torquato Tasso* (1790) noch «Erlaubt ist, was sich ziemt», heisst es nun: Gelehrt wird, was rentiert. Goethe spielt ohnehin keine Rolle mehr. Das Leistungsziel d5. 1a/b lautet: «Sie wenden Small-Talk-Techniken an.»

Das Kursangebot des Konsortiums für die KV-Lehrerinnen und -Lehrer sieht so aus: Lernarrangements kompetenzorientiert entwickeln, HKO-Unterricht umsetzen, Gestalten von kompetenzorientierten Prüfungen, Führen von HKB-Teams. Das EHB preist die Weiterbildung auf seiner Homepage, als handelte es sich um eine miese automatische Übersetzung aus dem Chinesischen, wie folgt an: «In der Umsetzung eines handlungskompetenzorientierten Unterrichts verändern sich Schwerpunkte Ihrer [sic!] Rolle als Lehrperson eine neue Rolle zu [sic!]: Sie coachen die Lernenden und begleiten sie – möglicherweise gemeinsam mit einer Kollegin/einem Kollegen – bei deren Gestaltung selbstorganisierter Lernprozesse an [sic!].»\* Wer will sich so etwas antun?

Auch der BCH, die Dachorganisation der Berufsschullehrerinnen und -lehrer der Schweiz, begrüsst das Reformprojekt. Interimspräsident Stefan Zehnder, hauptberuflich Projektleiter, hat eine Anstellung im erwähnten Konsortium. Im designierten BCH- Vorstand sind im Weiteren ein Schuhfabrikant, ein Unternehmensberater und ein Lehrer. Zu 75% sind es also Arbeitgeber, welche die Schweizer Berufsschullehrerinnen und -lehrer vertreten sollen.

---

\* Der fehlerhafte Satz ist zitiert aus dem Abschnitt „Inhalt des Kurses“: <https://www.ehb.swiss/wb-6-hko-unterricht-umsetzen> (abgerufen am 27.11.2021).

## Kritik an und Verschiebung der Reform

Sehr kritisch äusserte sich der Zürcher Bankenverband, dies am 17. Mai 2021: «Die Vorlage weist schwerwiegende Mängel auf, welche die Zukunft der Banklehre ernsthaft gefährden. Stossend ist dabei der Umstand, dass die frühzeitig eingebrachten Bedürfnisse und Bedenken der Branche weitgehend unberücksichtigt blieben (...) Die Revision vernachlässigt (...) die Tatsache, dass kompetentes Handeln und kritisches Denken zwingend einen Kernbestand an Grundbildung und Allgemeinwissen voraussetzen. Die kaufmännische Lehre muss ein strukturiertes Grundlagenwissen in Wirtschaft und Recht vermitteln, um ein Verständnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge zu ermöglichen.

Dieses strukturierte Grundlagenwissen ist zudem unabdingbare Voraussetzung für die Weiterbildung an Fach- und Hochschulen (...) Diese erheblichen Mängel stellen die direkte Anschlussfähigkeit an die ebenso beliebte wie wichtige Berufsmaturität 2 in Frage. Gleichzeitig fehlt nach wie vor ein Konzept für eine in die Lehre integrierte, attraktive und flexible Berufsmaturität 1. Beides hat fatale Auswirkungen auf die Banklehre (...) Wenn dieser Weg durch eine verfehlte Revision verschlossen oder erschwert wird, bedeutet dies das Ende der kaufmännischen Banklehre.»

Am 2. Juni 2021 forderte der ZLB (Zürcher Verband der Lehrkräfte in der Berufsbildung) in einer Pressemitteilung die Sistierung der Reform, was am Folgetag zu diversen Reaktionen, unter anderem einem ausführlichen Artikel im Tages-Anzeiger, führte. Wiederum einen Tag später verordnete das SBFI (Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation) die Verschiebung der Reform um ein Jahr. Am 16.8.2021 genehmigte das SBFI die Bildungsverordnungen und die Bildungspläne, so dass die Reform 2023 definitiv in Kraft tritt. Die SKKAB,

etwas unter Druck geraten, lädt nun dazu ein, sechs Posts über Facebook, Twitter und LinkedIn zu teilen, z.B. folgenden: «2023 startet die neue kaufmännische Grundbildung. Sie macht junge Talente fit für die digitale und globalisierte Wirtschaft.»

### «Handeln kann jeder Ochse»

Selbstverständlich ist es in einer beruflichen Ausbildung zentral, auf die Bedürfnisse der Betriebe einzugehen. Wer eine Lehre absolviert, ist aber ohnehin hauptsächlich im Lehrgeschäft engagiert, wo ja Handlungskompetenz gelebt wird. Warum in der Schule nur noch betriebliche Prozesse nachgespielt und auf Allgemeinbildung verzichtet werden soll, ist nicht einzusehen, insbesondere nicht in einem Staat wie der Schweiz, der wie kaum ein anderer darauf basiert, dass sich seine Bürgerinnen und Bürger in den gesellschaftlichen und politischen Diskurs einbringen. Dafür braucht es ein Rüstzeug, das über Handlungskompetenz hinausgeht. «Die menschliche Bestimmung», so Friedrich Dürrenmatt in der *Justiz* (1985), «liegt im Denken, nicht im Handeln. Handeln kann jeder Ochse.»

Zudem lohnt sich Allgemeinbildung nicht nur ideell, sondern auch finanziell, was Irene Kriesi und Miriam Grønning von der *Schweizerischen Gesellschaft für Angewandte Berufsbildungsforschung* gezeigt haben: «Je mehr Allgemeinbildung die Berufsausbildung vermittelt, umso steiler ist die Lohn- und Statusentwicklung in den ersten Erwerbsjahren. Absolvierende aus Lehrberufen mit hohen Allgemeinbildungsanteilen arbeiten acht bis zehn Jahre nach Ausbildungsabschluss häufiger in einem Beruf mit höherem Status, und sie sind seltener von Statusverlust betroffen als solche aus Berufen, die wenig Allgemeinbildung vermitteln.» Tatsächlich erlaubt es ja eine umfassende Allgemeinbildung viel eher, die Branche zu wechseln. Schon Wilhelm von Humboldt wusste: «Jeder ist offenbar nur dann ein guter

Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Gibt ihm der Schulunterricht, was hierfür erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufes nachher so leicht und behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen.»

### Zurück hinter die Aufklärung

Die KV-Reform bedeutet pointiert ausgedrückt einen riesigen Schritt rückwärts, hinter die Aufklärung nämlich. Immanuel Kant (1724 – 1804) forderte in seiner wegweisenden Schrift *Was ist Aufklärung?* (1784), von dieser Gebrauch zu machen, stellte aber fest, dass die herrschenden Schichten daran kein Interesse haben: «Der Offizier sagt: räsontiert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsontiert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsontiert nicht, sondern glaubt!» Das Ziel der KV-Reform ist es offenbar, folgsame Arbeitnehmerinnen und angepasste Konsumenten zu gewinnen, nicht aber mündige Bürgerinnen und Bürger, die räsontieren.

Gewiss: Es ist wichtig, im Zusammenhang mit dem Thema Steuern eine Steuererklärung auszufüllen. Aber es ist nicht einzusehen, warum nicht auch über die Vor- und die Nachteile des Schweizer Steuerwettbewerbs nachgedacht und diskutiert werden soll. Gewiss: Es ist wichtig, die Rechte und Pflichten gemäss Einzelarbeitsvertrag nachschlagen zu können. Aber es ist nicht einzusehen, warum nicht auch über die Vor- und die Nachteile des liberalen Schweizer Arbeitsmarktes nachgedacht und diskutiert werden soll. Erst das Nachdenken und Diskutieren ermöglicht es den Schülerinnen und Schülern, eine eigene Position zu finden, diese zu vertreten und immer wieder auch neu zu justieren. Wir stehen vor riesigen Herausforderungen, denen nicht nur mit betrieblicher Handlungskompetenz

begegnet werden kann. Wer der Schule den Raum für das Denken und den Diskurs nimmt, beraubt sie ihrer edelsten Aufgabe und damit ihres Kerns.

### Quellen unter anderen:

Historisches Lexikon der Schweiz

[www.condorcet.ch](http://www.condorcet.ch)

Mario Andreotti. *Eine Kultur schafft sich ab*. Schwellbrunn 2019

Tonia Bieber. *Die Pisa-Studie und der Bologna-Prozess in der Schweiz*. Berlin 2010

Irene Kriesi, Miriam Grønning. *Wie viel Allgemeinbildung braucht die Berufsbildung?* SGAB/SRFP, 2/2021

Konrad Paul Ließmann. *Geisterstunde*. Wien 2014

Roland Reichenbach. *Bildungsferne*. Zürich 2020.

Rudolf H. Strahm. *Die Akademisierungsfalle*. Bern 2014

Weg der Universität Luzern. Hrsg: Aram Mattioli, Markus Ries. Luzern 2020.

Dieser Aufsatz ist auf den Webseiten von CONDORCET BILDUNGSPERSPEKTIVEN erschienen:

<https://condorcet.ch/2021/09/die-kv-reform-als-bruch-mit-der-bildungstradition-oder-so-lernt-man-nicht-denken/>

---

*Konrad Kuoni ist Historiker, Berufsschullehrer und Co-Präsident des Zürcher Verbandes der Lehrkräfte in der Berufsbildung*

# ENTSPANNUNG AN DER GENDERFRONT

*von Bruno Habegger*

**Das \* schleicht sich in die Gehirngänge und verursacht bei vielen Menschinnen und Menschen eine Denkblockade. Typografische Zeichen sollten mit Bedacht, Worte mit Gefühl für alle Geschlechter gewählt werden. Wer beim Gendern entspannt bleibt und seine Zielgruppe kennt, setzt ein anderes Zeichen.**

Das Eis ist dünn. Vorsichtig setze ich den Fuss auf. Es knackt leise. So fühle ich mich gerade. Einen Fuss breit vor dem Einbrechen. Nicht wie ein Querdenker, der eher quer steht als denkt, sondern wie ein Normaldenker. Normal. Und dieses \* ist einfach nicht normal; es gehört an den Weihnachtsbaum, nicht in einen Text. Niemand tut sich damit einen Gefallen. So ist oft zu hören, das war auch mein erster Gedanke. Doch erst einmal Exkurs in die Inklusion.

## **Behinderung**

«Ich bin behindert.» Dieser Satz eines Fräuleins im Rolli hat für Wirbel in meinem Twitterland gesorgt. Mein schüchternen Einwand, «du wirst behindert» ist damals unter Absingen wüster Beschimpfungen der gefühlt ganzen deutschen Rolliszene vom Tisch gefegt worden. Mein Versuch, eine andere Seite zu zeigen, anzuregen, das eigene Selbstbild um das schiefe Bild der anderen zu ergänzen, die einen Teil der Gesellschaft bewusst ausschliessen, ist reflexartig niedergeschlagen worden. Zur selben Zeit habe ich an vielen Orten grosse Plakate gesehen, die Behinderte (darf ich das sagen?) in Nahaufnahmen als Kind und heute zeigen, unter der Flagge der Inklusion. Ohne Bezug zur Welt der Nichtbehinderten.

«Ich werde behindert.» Dieser Satz hätte etwas ganz anderes ausgesagt, nämlich, «Ich bin normal, du bist es nicht, denn du

behinderst mich in meinem Leben.» Darum erzähle ich gerne heute noch von meinem behinderten Sohn, denn «besondere Bedürfnisse» hat er nicht, er braucht nur viel Liebe und Aufmerksamkeit. Normal. Oder?

## **Grenzen**

«Ich bin weiblich.»

«Ich bin \*».

«Ich bin männlich:weiblich».

Derzeit wird immer mehr mit Sternchen oder einem anderen Zeichen markiert, als Platzhalter für jede Art von Geschlecht. Die Vorstellung, dass damit der Inklusion der Geschlechter ein Gefallen getan wird, entlockt mir ein männlich-herbes Lachen. Das Argument, wonach die Sprache das Denken formt, ist genauso falsch wie jenes, dass Computerspiele potenzielle Serienkiller fördern. Und genauso falsch wie die Meinung, dass das Denken die Sprache formt. Beides ist richtig. Rassisten und Sexisten werden sich immer ausdrücken und ihre Codes verbreiten können, umgekehrt sind Menschen, die Gendern nicht mögen, keine Rassisten und keine Sexisten.

«Aber Studien ...». Finden wir uns endlich damit ab, dass Menschen widersprüchliche, unfertige Wesen sind, gut und böse zugleich. Es gibt keinen Knopf, den man drücken kann. Kein Zeichen, das der Inklusion hilft, ausser jenes der Empathie im persönlichen Kontakt. Das Sternchengeschlecht ist ein neues generisches Geschlecht, das die weibliche Form sichtbar macht – das Sternchen überliest man mit der Zeit, das Gehirn blendet es aus. Die weibliche Form. Das Sternchengeschlecht ist ein pseudogenerisches Geschlecht. Es schadet den Frauen. Wird nämlich der Mörder primär mit Männern assoziiert – was den Statistiken entspricht – ist d\* Mörder\*in eine Frau.

## Denkfortsatz

Inklusion ist die Wirkung eines Denkens, das Unterschiede ignoriert. Doch der Mensch meidet oft, was anders und damit potenziell gefährlich ist: bedauernde Reste der Evolution.

Anpacken lässt sich das Problem nicht mit einem Gendersternchen, sondern mit klaren Massnahmen, die die Unterschiede zwischen Geschlechtern, Rollstuhlfahrenden und körperlich nicht der medizinischen und biologischen Norm entsprechenden Menschen aufhebt. Dazu braucht es zuerst einmal etwas Denkarbeit. Anstatt die Unterschiede mit typografischen Krücken zu zementieren, Kampagnen für Behinderte zu starten – oder «für die Kranken» – muss man sich generell von allen überholten Konventionen und evolutionären Denkfortsätzen befreien. Dann braucht es Technologie und Geschäftsmodelle, die Nachteile ausgleichen – und einen Staat, der die Gleichheit auch durchsetzen kann. Netflix macht das zum Beispiel schon mal gut, indem Produktionen aus allen Netflix-Ländern in Originalsprache mit Untertiteln verfügbar sind; in Cisco Webex steckt eine von künstlicher Intelligenz getriebene Übersetzungsintelligenz, die mehrsprachige Meetings ermöglicht. Beide Unternehmen tun damit mehr für die Inklusion als 100 Jahre Steuergelder.

## Ignoranz

Wenn wir damit aufhören, aus visuellen und physischen Merkmalen auf den Menschen zu schliessen, wenn wir damit beginnen, nicht die Unterschiede zu bemerken, sondern den Menschen, wenn wir Menschen mit anderen Merkmalen nicht bedauern oder sie als Laune der Natur oder gar als etwas Besonderes behandeln, dann sind wir einen Schritt weiter. Wie es Raul Krauthausen jüngst ausgedrückt hat:

<https://twitter.com/raulde/status/1459836242133147648?s=20>

Den Bachelor zu verbieten wäre wirkungsvoller als das generische Maskulin auszumerzen, die Infrastruktur so auszubauen, dass Frauen auch mit Kindern Karriere machen, weit wirkungsvoller als jedes Sternchen. Wer sich ihm verweigert, darf

weder bewusst noch unbewusst als Feind der Sache angesehen werden. Das wäre auch ganz schön diskriminierend.

Knack!!

## Tipps zum entspannten Gendern

- Präzises Schreiben hat Vorrang. Wer ein bestimmtes Geschlecht meint, soll es auch benennen. Wer «Bäcker» schreibt, meint auch «Bäcker», wer die «Bäckerinnen» ansprechen will, soll sie nennen. Wer den Beruf des Bäckers meint, der soll das auch so schreiben.
- Benutzeroberflächen bieten wenig Platz. Hier sind typografische Zeichen hilfreich. Welches für den Gender-Gap genutzt werden soll, darüber streiten sich die Geister:innen bzw. die Geister\*innen.
- Schreiben Sie für Ihre Zielgruppe. Diese müssen Sie natürlich kennen. Reagiert sie sensibel, gendern Sie nach Herzenslust. Oder nicht.
- Trauen Sie Ihren Leserinnen und Lesern zu, die Lücken selbst zu füllen. Meist erschliesst sich von selbst, dass alle Geschlechter gemeint sind. Wollen Sie das etwas steuern, wechseln Sie ab mit den Formen oder streuen ganz bewusst ein Zeichen ein, um auch andere als die biologischen Geschlechter anzusprechen.
- Lassen Sie sich nicht verunsichern. **Die** richtige Form des Genderns gibt es nicht. Es gibt nur Sie, Ihre Gedanken, Ihre Botschaften, Ihre Story. Und den Leser, der meistens klüger ist als ein \*.

*<https://www.linkedin.com/pulse/entspannung-der-genderfront-bruno-habegger/>  
Bruno Habegger ist Redaktor und Senior Consultant bei Prime Communications & Geschäftsführer Reset Thinking GmbH*

## STOPP DEN WILDEN SPRACHREGULIERERN!

*Quantitäten als Brücke zwischen Sprache und Mathematik*

*von Felix Sachs (Stand 8.9.2021)*

Im 1. Teil (*Quantifikationen im Deutschen: Mitteilungen 02/2021*) deckten wir kaum beachtete Zusammenhänge auf zwischen unserer Sprechweise bei zweistelligen Zahlen und bei Wortzusammensetzungen im Deutschen und sogar bei der Kommasetzung zwischen Adjektiven. Ihre Gemeinsamkeit: Teil- vor Obermenge. Ohne Rücksicht auf dieses Strukturprinzip im Deutschen gab es seit Jahrhunderten immer wieder Bestrebungen, die Sprechrichtung bei zweistelligen Zahlen umzukehren – stets ohne Erfolg, mit gutem Grund.

In diesem 2. Teil nehmen wir neuere Sprachregulierungen ins Visier, vor allem solche, die ebenfalls dem aufgedeckten Strukturprinzip zuwiderlaufen. Es gibt sie auf amtlicher Ebene und beim Duden, aber auch bei Privaten, die versuchen, Verbesserungen vorzuschlagen. Zum Schluss betrachten wir eine mögliche Brücke zwischen Sprache und Mathematik.

### **Sprachregulierung auf amtlicher Ebene und beim Duden: Fehler durch mangelnde Sorgfalt!**

Wir erinnern uns an die verwirrende «Rechtschreibreform» von 1996. Es war die erklärte Absicht der Reform, das Schreiben zu erleichtern<sup>3</sup>. Zugegeben: Die deutsche Grammatik ist an-

---

<sup>3</sup> Was genau der ursprüngliche Auftrag für die Rechtschreibreform war, kann ich als Aussenstehender nicht beurteilen. Laut Wikipedia «Reform der deutschen Rechtschreibung 1996» (abgerufen am 18.06.2021) bestand das erklärte primäre Ziel in der Vereinfachung der Rechtschreibung im deutschsprachigen Raum. Der erste Anstoss zu einer Reform der deutschen Rechtschreibung dürfte jedoch die Einführung einer gemässigten Kleinschreibung gewesen sein.

spruchsvoll. Was jedoch diese verschiedenen Kommissionen und Räte angerichtet haben mit dem Ziel, das Schreiben zu vereinfachen, machte das Schreiben nicht einfacher, sondern noch komplizierter und verwirrt bis heute beim Lesen. Dabei sollte das Lesen, nicht das Schreiben erleichtert werden. Ein Regelwerk mit dem Fokus auf das Lesen ist allerdings anspruchsvoller.

Das schlimmste Regelchaos finden wir im Bereich der **Getrennt- und Zusammenschreibung**. Das erste Regelwerk von 1996 hat mit der Zulassung vieler Getrenntschreibungen eine verhängnisvolle Lawine losgetreten. Wohl unter dem zusätzlichen Einfluss des Englischen, wo diese Komposita nicht bekannt sind, werden bis heute viele davon auseinandergerissen, auch solche, deren Getrenntschreibung später aufgrund der lauten Kritik

---

Im ersten von zwei «Wiener Gesprächen», zu denen die österreichische Bundesregierung eingeladen hatte, wurde 1986 jedoch angekündigt, die «umstrittene Groß- und Kleinschreibung» vorerst auszublenden, um sie später «in einem zweiten Schritt in Angriff zu nehmen» (Wikipedia, im gleichen Artikel). Was dann folgte, war ein ausuferndes Gezerre von Reformen und Gegenreformen, an dem nur die Wörterbuchverlage sich eine goldene Nase verdienen konnten und die deutsche Sprache dafür grossen Schaden erlitt, indem die Fehlerhäufigkeiten in Zeitungen und Büchern und die Unsicherheiten in der Rechtschreibung viel grösser wurden, als sie vor der Reform gewesen waren. Wenn das ursprüngliche Ziel die Einführung einer gemässigten Kleinschreibung gewesen war, so wurde dieses Ziel gründlich verfehlt: Heute gelten offiziell mehr Grossschreibungen als vor der Reform! Fazit von Johanna Wanka am Ende ihrer Amtszeit als Präsidentin der Kultusministerkonferenz, 10 Jahre nach Einführung der ersten Reform 1996: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden» (in: Der Spiegel. Nr. 1, 2006, S. 124–132, zitiert nach Wikipedia im selben Artikel).

wieder zurückgenommen wurde und die laut Duden erneut zusammengeschieden werden sollten.<sup>4</sup>

Ein durchgehend einheitliches Regelwerk ist in diesem Bereich allerdings kaum möglich. Umso höher sind daher die Ansprüche an die Regelfindung.<sup>5</sup> Immerhin könnte in vielen Fällen die Bezugnahme auf das beschriebene Strukturskelett mehr Ordnung bringen – wenn die Grammatiker beim Duden es ernst nähmen. Dafür gibt es leider nirgends Anzeichen.

Viele Getrenntschreibungen (zum Beispiel *warm stellen* statt *warmstellen*, *warm laufen lassen* statt *warmlaufen lassen*) verändern den Sinn. Noch schlimmer ist, dass damit unbemerkt unser natürliches Sprachgefühl bei den Komposita geschwächt wird. Die Sonderstellung des Deutschen in diesem Bereich muss bewusst gepflegt werden. Anhand von zwei Beispielen bei der Verbindung von Adjektiv mit Verb erkläre ich, was bei falscher Getrenntschreibung passieren kann. Das muss als Beispiel hier genügen, um die Problematik darzustellen.

*krank* mit *schreiben* oder *melden*: hier schreibt der Duden richtigerweise die Zusammenschreibung vor: *krankschreiben* (einen Patienten), auch *krankmelden* (unterstrichene Silbe betont). Hier ist *krank* nicht ein Adjektiv, sondern eine Verbpartikel wie bei *mitschreiben*, *aufschreiben*. Es gibt aber auch die Möglichkeit für Getrenntschreibung. Der Duden geht darauf und den damit verbundenen Bedeutungswandel nicht ein: In *krank schreiben* bleibt *krank* ein Adjektiv und ist nicht mehr eine Verbpartikel zur nä-

heren Bestimmung (Untermenge!) von *schreiben*, sondern beschreibt das *Subjekt* des Verbs *schreiben*: jemand *schreibt als Kranker*. Das wird auch in den folgenden Sätzen klar (unterstrichener Teil betont): *Sie hat krankgeschrieben / Er hat krank geschrieben*.

*Kalt* oder *warm* mit *stellen* oder *laufen lassen*: In der Zusammenschreibung wird ein bestimmtes Ziel angestrebt, zum Beispiel ein Getränk wird gekühlt oder erwärmt: *kaltstellen* / *warmstellen*. *Kalt* und *warm* sind zwei Möglichkeiten des Stellens, von ihnen wird je eine bestimmt: Das Getränk soll nach einer gewissen Zeit die gewünschte Temperatur – kalt oder warm – haben. Die Getrenntschreibung beraubt die Verbpartikel *kalt* und *warm* der Funktion, *stellen* näher zu bestimmen. Ein Getränk wird nur hingestellt, wie es schon ist, *kalt* oder *warm* sind nicht mehr Verbpartikel, sondern Adjektive zur Beschreibung des Getränks, wie es gerade ist. Das Gleiche gilt für *einen Motor warmlaufen lassen*. Die Getrenntschreibung beraubt die Partikel *warm* der Funktion, *laufen lassen* näher zu beschreiben; *warm* wird zum Adjektiv für den Motor, er ist schon warm und läuft so weiter. Dies aber ist nicht gemeint. Die Worttrennung unterbricht auch hier die Untermengenschachtelung wie bei *krankschreiben* oder das Komma zwischen Adjektiven (siehe im 1. Teil: *das dritte, historische Kapitel*). Leider ist die Getrenntschreibung bei diesen Beispielen auch im neuesten Duden die empfohlene Variante. Unter dem Stichwort *warm* (S. 1234 oben, gelb unterlegt) wird gegen jede Logik ausdrücklich erklärt: «den Motor warm laufen lassen (auf günstige Betriebstemperatur bringen).» Den gleichen Logikfehler macht der Duden unter dem Stichwort *kalt* (S. 624 oben, gelb unterlegt): *einen Pudding über Nacht kalt stellen* (Getrenntschreibung empfohlen, Zusammenschreibung immerhin erlaubt). Für *kaltstellen* zusammengeschieden (auf der gleichen Seite unten) gibt er die Bedeutung *jemanden politisch kaltstellen* (einflusslos machen). Den Bedeutungsunterschied zwischen Getrennt- und Zusammenschrei-

<sup>4</sup> Vgl. zu diesem Thema den Rechtschreibduden, 25. Auflage (2009, Die wichtigsten Regeländerungen seit 1996 im Überblick, S. 147). Bei konkreten Beispielen beziehe ich mich auf die aktuell gültigen Dudenempfehlungen gemäß der 28. Auflage (2020).

<sup>5</sup> Siehe die Einführung in diesen komplexen Problembereich bei Peter Eisenberg, Grundriss der deutschen Grammatik. Band I Das Wort, J.B.Metzler Stuttgart, Weimar 2006, S. 226-235 und 332-342.

bung hier auf diese Weise sichtbar zu machen (*ein Getränk kalt stellen / jemanden politisch kaltstellen*), ist willkürlich und ungrammatisch. Getränke oder eine Person *kaltstellen* - in beiden Fällen geht es darum, etwas in einer bestimmten Weise zu verändern, einmal wörtlich (einen Gegenstand), einmal im übertragenen Sinn (einen politischen Gegner). Was gemeint ist, ergibt sich unmittelbar aus dem Zusammenhang und bedarf keiner Klärung durch eine unterschiedliche Schreibweise, die nicht begründbar und darum nicht zu merken ist.

Nicht unerwähnt bleiben darf, dass es auch viele Komposita gibt, die getrennt- oder zusammengeschieden kaum einen Bedeutungsunterschied erkennen lassen. Eisenberg hält zum Beispiel *Öl fördernd* und *ölfördernd* für gleichwertig (Das Wort, S. 332). In solchen Fällen kann man sicher beide Schreibweisen zulassen. Ich würde jedoch auch hier wie in den meisten möglichen Fällen die Zusammenschreibung vorziehen.

Die Beispiele mit *warm-/kaltstellen* und *warmlaufen lassen* im Duden zeigen deutlich, wie unsensibel bei der Rechtschreibreform mit der deutschen Sprachstruktur umgegangen wurde und dass bis heute kein Umdenken stattgefunden hat. Der Duden nimmt bei den Begründungen für die Getrennt- oder Zusammenschreibung auf die besondere Struktur des Deutschen keinen Bezug. Anders hingegen Eisenberg: Unter «Komposition» beschreibt er, wie der erste Bestandteil eines Kompositums die Extension des zweiten einschränkt. Als Beispiel führt er an: «... die Klasse der Haustüren ist eine Teilklasse der Türen.» (Das Wort, S. 226) Wir haben von Unter- und Obermengen gesprochen oder von kleiner vor grösser.

Ganz anders verhält es sich, wenn ich *bahnfahren* und *autofahren* ersetze durch *mit der Bahn fahren* und *mit dem Auto fahren*. Hier handelt es sich um Präpositionalobjekte zu *fahren*. Der Fokus liegt noch stärker auf dem Fortbewegungsmittel hinsichtlich des

Ziels: Statt das Auto wähle ich für eine bestimmte Reise die Bahn. Hier werden selbstverständlich *Bahn* und *Auto* gross und getrennt von *fahren* geschrieben. Bei der Zusammenschreibung liegt der Fokus mehr auf der Fortbewegung *fahren* (statt *gehen*). *bahnfahren*, *autofahren*, *velofahren* sind einfach verschiedene Arten von *fahren* oder der Fortbewegung ohne direkten Bezug zu einem Ziel. Beispielsätze sollen das deutlich machen: *Ich fahre auto / Ich fahre mit dem Auto nach Bern* (*ich fahre auto nach Bern geht nicht*). Auch für *gehen* existiert eine ganze Wortfamilie: *hin-auf-/hinuntergehen*, *ausgehen*, *eingehen*, *untergehen*. Auch dafür gibt es ein Präpositionalobjekt: *zu Fuss gehen*. Beispielsätze: *Ich gehe aus / Ich gehe zu Fuss auf den Markt* (wir sagen nicht: *Ich gehe aus auf den Markt*).

### **Sprachregulierung durch Private: manchmal raffiniert, aber nicht praktikabel**

Nicht nur von höchster amtlicher Seite und vom Duden wird die deutsche Sprache beschädigt, es gibt auch Private, die sich berufen fühlen, gutgemeinte «Verbesserungen» vorzuschlagen. Im Bereich «geschlechtergerechte Sprache» gab und gibt es unzählige immer neue Versuche, die deutsche Sprache zu «entpatrifizieren», die Dominanz des Männlichen zu neutralisieren. Den Lesern der «Mitteilungen» sind diese Leitfäden bekannt. Erwähnen möchte ich einen weniger Bekannten in diesem Bunde: Matthias Behlert. Er hat ein vollkommen logisches System entwickelt, um beide Geschlechter sprachlich exakt symmetrisch sichtbar zu machen – eine beachtliche intellektuelle Leistung. Allerdings hat das Resultat nicht mehr viel gemein mit unserem vertrauten Deutsch, es mutet eher an wie die Kunstsprache Esperanto. Tatsächlich ist Behlert selbst Esperantokenner. So verwundert es nicht, dass nicht einmal Feministen je bereit waren, sich mit ihm in seinem gestelzten, mühsamen Deutsch zu unterhalten, wie er sich das selbst gewünscht hätte.

Er wagte nicht einmal, die ausführliche Beschreibung seines Vorschlags in seinem «entpatrifizierten Deutsch» zu schreiben, dafür hat er es 15 Grimmschen Märchen zugemutet.<sup>6</sup> 2011 konnte ich diese Märchen noch im Internet im pdf-Format ausdrucken, heute sind sie in seiner eigenen Website nicht mehr zugänglich<sup>7</sup>. Es zeigt sich: So extreme Vorschläge, auch wenn sie noch so gut gemeint und geschickt ausgedacht sind, schliessen sich von selbst aus.

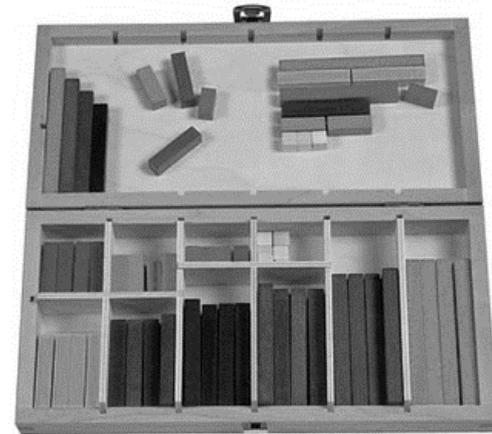
An dieser Stelle betone ich ausdrücklich, dass mir eine gerechte, inklusive Sprache ein Herzensanliegen ist. Mit einem Genusverständnis, das unserem Deutsch viel besser entspricht als das bisherige sexistische und mit dem «Context-Ideal» geht gerechte Sprache ganz ohne gekünstelte Formen und Formeln in vollkommener Weise problemlos.

### **Brückenbau zwischen Sprache und Mathematik fördert das Denken in Strukturen**

Aber auch der Vorschlag, 21 als «zwanzigeins» zu sprechen, entspricht, wie wir im 1. Teil gesehen haben, nicht dem Strukturskelett im Aufbau vieler Elemente in Wortschatz und Syntax des Deutschen. Unser Gehirn hat diese Struktur im Sprachzentrum im Laufe des Spracherwerbs gespeichert.

Nützlicher als die Umkehrung der Sprechweise im Rechenunterricht in der Grundschule wäre, die Schüler altersgerecht und didaktisch klug mit den «Bündeln» und ihren Teilern vertraut zu machen (Vierer-, Fünfer-, Sechser-, Zehner- Zwölferbündel und höher). Hier können zum Beispiel die Cuisenaire-Stäbchen

gute Dienste leisten<sup>8</sup>. Diese farbigen Stäbchen sind sehr vielseitig nützlich: in erster Linie natürlich für die Mathematik, und zwar von der Bildung des ersten Zahlbegriffs über die Addition und Subtraktion (additive Argumentation), die Multiplikation und Division (multiplikatives Denken), Brüche, Verhältnisse und Proportionen bis zur modularen Arithmetik, die zur Gruppentheorie führt. Sie sollen sogar – nach dem ausgezeichneten Wikipedia Artikel – den Deutsch- und den Fremdsprachenunterricht bei der Darstellung von grammatischen Strukturen bereichern. Leider sind die hierzu gegebenen weiterführenden Links nicht mehr abrufbar. Vielleicht hat jemand von den Lesern Erfahrungen damit? Für entsprechende Informationen wäre ich sehr dankbar!



*Abbildung 1: Schachtel mit Cuisenaire-Stäbchen, wie sie in Lehrmittelverlagen erhältlich sind. Quelle: SCHUBI Lernmedien AG*

---

<sup>6</sup> Behlert, Matthias (1998), Die Häsin und die Igelin. 15 Grimmsche Märchen, überarbeitet und in entpatrifiziertes (gerechtes) Deutsch übertragen. Mit einer Erläuterung, Berlin., 64 Seiten, abgerufen am 15.10.2011.

<sup>7</sup> [https://www.pauker.at/VIP/matti/home\\_DE](https://www.pauker.at/VIP/matti/home_DE).

---

<sup>8</sup> Siehe Artikel «Cuisenaire-Stäbchen» bei Wikipedia und die Website von Arthur Brühlmeier, ebenso in seinem Buch (2007), S. 213.

Brühlmeier schreibt am Schluss seiner ausführlichen Einführung in die Verwendung der farbigen Stäbchen im frühen Rechenunterricht: «Die Methode Cuisenaire ist vorzüglich geeignet, sowohl die schwachen als auch die leistungsfähigeren Schüler zu fördern.» Das könnte sogar für den Sprachenunterricht gelten. Wir haben doch mit den Quantifikationen der Genera und bei den Komposita Bekanntschaft gemacht. Wäre hier eine Brücke von der Mathematik zu den Sprachen möglich? Wenn ja, sollte dieser Brückenbau bereits in der Mittelstufe der Primarschule in Betracht gezogen werden. Diese Quantifikationen in der Sprache, besonders im Deutschen, sind ein immaterielles Kulturgut, das Beachtung und Wertschätzung verdient und vor gut gemeinten, aber unbedachten Eingriffen zu schützen ist. Eine möglichst vielseitig und früh geförderte breitere Bekanntheit der Strukturen des Deutschen formt das Denken in sinnvoller Weise. Obendrein gewinnt dadurch die Rechtschreibung an innerer Logik. Für die intelligenteren Schüler wird ein solcher Deutschunterricht spannender. Viele Fehlschreibungen der Reform werden korrigiert und es gäbe allmählich weniger Fehler beim Schreiben – auch im Duden.

## Literatur

Abraham, Werner. *Deutsch – eine schwierige Sprache?* In: Wiener Sprachblätter, September 2015.

Brühlmeier, Arthur.

<http://www.bruehlmeier.info/cuisenaire.htm> (letztmals abgerufen am 07.08.2021).

Brühlmeier, Arthur (2007). *Menschen bilden*. Hrsg. Stiftung «Schule für das Kind», Baden-Verlag.

*Duden. Die deutsche Rechtschreibung* (252009). Mannheim, Wien, Zürich.

*Duden. Die deutsche Rechtschreibung* (282009). Mannheim, Wien, Zürich.

*Duden. Die Grammatik* (92016). Mannheim, Wien, Zürich.

Eisenberg, Peter (52020). *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort, Band 2: Der Satz*. J.B. Metzler, Stuttgart, Weimar.

## FUNDGRUBE DEUTSCH UND DEUTLICH AUF FACEBOOK

Ich sehe mir gerade die **Höhle der Löwen** an, diese Gründer- und Investorenshow. Gerade hat ein Team aus drei Gründern für sein Produkt und seine Firma einen Investor gewonnen. Eine junge Frau aus dem Dreiergespann resümiert mit den Worten: "Ich glaube, wir werden hier rausgehen mit super vielen Learnings."

- Das kann ja bei diesem Bildungsniveau nur gut herauskommen!
- Da kann man nur hoffen, dass sie straight ahead ins Doing kommen.

### Beitrag in einer Literaturgruppe auf Facebook über Jurek Becker:

*Was macht ihn für mich so besonders? His sense of humour. Die Beschreibung trifft es für mich besser als seine deutsche Entsprechung.*

Sonderbar. Offenbar eine subjektive emotionale Verbindung zu der Wendung "sense of humour", denn begrifflich ist für mich nicht einmal ansatzweise erkennbar, warum "Sinn für Humor" weniger oder anderes aussagen sollte.

### Naturschützer, aber Sprachverschmutzer

Wild in Sätze gekippter Wortmüll. Das Wort "Stadtnaturranger" musste ich, nicht nur, weil ich noch etwas müde gewesen bin, mehrfach lesen, um zu begreifen, was das Wort bedeutet. Wieso reicht nicht Naturhüter? Dass derjenige in der Stadt agiert, merkt doch jeder, der ihm begegnet und noch nicht schwer demotiert ist.

### Titel im Blick: „Bern erwartet ,unerwartet viele Teilnehmende‘ an Corona-Demo“

Da brauchen wir uns ja keine Sorgen zu machen, wenn auch das Unerwartete erwartet wird. Welche weise Voraussicht!

### Aus dem Archiv (Mitteilungen 4/1990)

*Ein Klassenzug mit länderübergreifendem zweisprachigem Unterricht wurde im schwedischen Haparanda an der finnischen Grenze am nördlichen Ende des Bottnischen Meerbusens schon vor über dreißig Jahren eingeführt.*

*Die Schule gibt es weiterhin, doch sie ist natürlich weiterentwickelt worden. Immer noch bestehen die Klassen hälftig aus Kindern mit schwedischer und finnischer Familiensprache. Daß sie gar keine Kenntnisse der anderen Sprache haben sollen, ist nicht mehr Bedingung, doch ist dafür der Besuch des Kindergartens (Vorschule, förskola) während eines Jahres Voraussetzung.*

### **DOPPELTER SPASS IN ZWEISPRACHIGEN KLASSEN**

#### ***Schweden und Finnland arbeiten in einem einzigartigen Schulversuch zusammen***

„Ich glaube, wir haben es lustiger als in einer gewöhnlichen Klasse!“ sagt die siebenjährige Anna Hedlund in der Grenzstadt Haparanda. Sie besucht die erste Schule in der Welt, welche von zwei Ländern betrieben wird und wo die Schulkinder bereits von der ersten Klasse an die Sprache des Nachbarlandes lernen. Anna hat 25 Klassenkameraden. Dreizehn von ihnen kommen jeden Tag mit dem Schulbus aus der finnischen Grenzstadt Tornio (Torneå) in die Edenschule zu Haparanda. Die übrigen Schüler wohnen in Haparanda.

Das Ziel der Sprachschule, wie sie genannt wird, ist es, daß die Schüler sowohl Schwedisch als auch Finnisch beherrschen, wenn sie die Grundschule verlassen. „Finnisch ist im Tornedal eine lebende Sprache. Es ist entschieden ein Nachteil, nicht Finnisch zu können, wenn man hier wohnt“, sagt Lennart

Wiklund, der Sprecher der Vereinigung *Hem och Skola* (Schule und Elternhaus) in Haparanda. Sein Sohn Mikael ist einer der Schüler in der Sprachschule. Die übrigen schwedischen Eltern argumentieren genau gleich. Die finnischen Eltern sagen es umgekehrt – Schwedisch nicht zu beherrschen, ist ebenso klar ein Nachteil im Tornedal.

Die Sprachschule in Haparanda stellt zunächst einen Versuch dar. Erst in einigen Jahren weiß man, ob er ganz geglückt ist. Abgesehen davon, daß die Kinder zweisprachig werden sollen, werden sie gleich viel lernen wie andere Kinder in gewöhnlichen schwedischen und finnischen Grundschulen. Die 26 Kinder in der Sprachschule haben also einen anspruchsvollen Unterricht, da sie zusätzlich eine völlig neue Sprache erwerben sollen. Eine der Voraussetzungen dafür, daß die Kinder aufgenommen wurden, war nämlich, daß die schwedischen Kinder kein Finnisch konnten und die finnischen kein Schwedisch. „Der Grund dafür ist der, daß alle Kinder dieselbe Ausgangslage haben sollen“, sagt die Rektorin der Sprachschule, Elna Rannestig. Der Versuch mit der Sprachschule wird sechs Jahre dauern. Jedes Jahr kommt eine neue Klasse dazu. Schulbehörden und Lehrer in Haparanda und Toreå hoffen jedoch, daß der zweisprachige Unterricht auch auf der Sekundarstufe 1 fortgesetzt werden kann.

In der Provincia Bothniensis – einem grenzüberschreitenden Verband der Gemeinden Haparanda und Toreå – setzt man sich zum Ziel, daß die Schuljugend in den beiden Grenzgemeinden die Möglichkeit haben soll, zwischen dem schwedischen und dem finnischen Gymnasium zu wählen.<sup>9</sup>

Noch weiß niemand, was bei dem Experiment herauskommt. Elna Rannestig ist der Meinung, daß der Erfolg der Sprachschu-

---

<sup>9</sup> In Schweden gehen auch die Berufsschüler ins Gymnasium.

le vom Einsatz der Lehrkräfte abhängt – und das Engagement der beiden Lehrerinnen ist groß. Ethel Svanberg betreut die 13 schwedischen und Marja Hyytiäinen die 13 finnischen Schulkinder. Diese ihrerseits finden, daß sie an ihren Eltern eine starke Stütze haben. Die Eltern aller Kinder haben den Entschcheid, ihre Erstkläßler in die Sprachschule zu schicken, selbst getroffen. Mit einsatzfreudigen Lehrern und engagierten Eltern werden natürlich auch die Kinder motiviert. Dies wird beim Besuch des Redaktors von Dagens Nyheter bestätigt: „Ich finde, es macht Spaß, Schwedisch zu lernen; aber es ist leichter, die schwedischen Wörter auszusprechen, als sie zu behalten.“ Sara hat bereits einige neue, schwedische Spielkameraden gefunden, auch wenn sie nicht gerade viel mit ihnen reden kann. Wenn sie spielen will, sagt sie bloß „tule likkimään“ und nimmt ein Kind bei der Hand. Die schwedischen Kinder wissen, daß sie sagt: „Komm und spiel.“ Solche Ausdrücke sind es, welche die Kinder zuerst zu lernen beschlossen haben. Elina Piuva denkt, daß es gut ist, Schwedisch zu können, weil sie eine Reise durch Schweden machen und Stockholm besuchen will. „Wenn ich Schwedisch lerne, kann ich mir auch vorstellen, in Schweden zu wohnen“, sagt sie. Maria Cederhill aus Haparanda hat eine Freundin, Ann-Sofie, deren Eltern daheim finnisch sprechen. „Da ist es gut, wenn ich auch Finnisch kann. Ich kann mich dann auch mit meiner Großmutter unterhalten, die nur Finnisch kann.“ Yvonne Sandstein hat ihren Sohn Johan in der Sprachschule. Sie stellt fest, daß in gewöhnlichen Klassen der Grundschule in Haparanda immer zwei Gruppen entstehen, eine schwedischsprachige und eine finnischsprachige. „Diese Gruppen haben oft wenig Umgang miteinander. Darum glaube ich auch an diese Idee.“

Die beiden Lehrerinnen wenden größtenteils unterschiedliche Lehrmittel an, und die Kinder lernen in ihrer eigenen Sprache

lesen. Die zweisprachige Tageszeitung *Haparandabladet* findet natürlich in den Unterricht Eingang. Die Kinderlieder singt die Klasse in beiden Sprachen. Es ist schwierig zu entscheiden, welche Kinder schwedisch- und welche finnischsprachig sind, wenn man ihnen beim Singen zuhört.

„Ich glaube, es macht meinen Kindern, die jeden Tag aus Toreå herüberfahren dürfen, besonders Spaß“, sagt Marja Hyytiäinen. Die Sprachschule hätte sehr wohl auch in Torneå errichtet werden können. Aber da eine zweisprachige Grundschule in Finnland einer Gesetzesänderung bedurft hätte, wurde Haparanda als Standort gewählt. Doch im übrigen wird die Schule geführt, beaufsichtigt und finanziert sowohl von den schwedischen als auch von den finnischen Behörden und den beiden Gemeinden.

Lehr- und Stundenplan der Sprachschule stellen einen Kompromiß dar zwischen den Zielsetzungen der beiden Länder für die Grundschule, und zwar auf der Grundlage des schwedischen Lehrplans. Die schwedischen Kinder haben z. B. sieben statt neun Stunden Schwedisch und dazu drei Stunden Finnisch in der ersten Klasse. Mit der Zeit werden die beiden Sprachgruppen in der Klasse immer mehr gemeinsam unterrichtet. Gemäß dem eigenen Lehrplan der Sprachschule werden die Schüler auch mehr als die gewöhnlichen Klassen über Finnlands und Schwedens gemeinsame Traditionen und die lange gemeinsame Geschichte der beiden Länder lernen. Die Unterweisung soll so viel wie möglich auf dem gemeinsamen Kulturerbe im Tornedal aufbauen. Die Lehrerinnen, die beide zweisprachig sind, wagen nicht vorauszusagen, ob der Versuch glücken wird. Die Erwartungen seien groß. Es sei eine faszinierende Aufgabe, aber auch eine schwere Verantwortung, die Kinder mit einer neuen Sprache umgehen zu lehren.

Caj Norén, *Dagens Nyheter*, 10.1.1990, S. 32 (Übersetzung: rrw)

## BUCHBESPRECHUNG

### ZWEISPRACHIGE ZUKUNFT DES ELSASS

Pierre Klein. *Perspectives pour le bilinguisme en Alsace/Perspektiven für die Zweisprachigkeit im Elsass*. Bernardswiller (I. D. L'Édition) 2021

*Pierre Klein setzt sich seit langem unermüdlich für die Besserstellung der deutschen Sprache im Elsass ein. Als einer der wenig zahlreichen Elsässer Autoren gibt er auch sein jüngstes Buch zu diesem Thema zweisprachig heraus, während es sonst üblich ist, dass Autoren auf Französisch für und über die Förderung des Deutschen im Elsass schreiben. Wenn auch der deutsche Text gelegentlich eine gründlichere Durchsicht verdient hätte, handelt es sich um ein mutiges, wichtiges Buch. Die Forderung, nicht nur über die Sprachenfrage zu reden, sondern die Sprache selbst in allen Lebensbereichen auch wirklich zu sprechen und politisch wirksam zu handeln, nicht nur zu debattieren, trifft den Kern des Problems.*

#### *Geschichte der Sprachpolitik im Elsass*

Die französische Sprachenpolitik der Gegenwart folgt einer fünfhundertjährigen Tradition. Die Ablösung des Lateins als Amtssprache Frankreichs durch die Volkssprache (*vulgaire et langue du pays*) wurde durch einen königlichen Beschluss von 1510 dekretiert. 1539 wurde das in einem weiteren Beschluss, dem Edikt von Viellers-Cotterets, präzisiert, und Französisch, damals erst die Sprache des Hofes und der *Ile de France*, als alleinige Sprache der Gerichtsbarkeit, also Staatssprache, bestimmt (*langue maternel francoys*). Damit wandte sich das Edikt gegen die anderen einheimischen Schriftsprachen, die damals im Königreich verwendet wurden.

Das sollte nach dem Westfälischen Frieden von 1648 auch fürs Elsass Folgen haben, als es von Frankreich schrittweise einverleibt wurde. In einem Erlass von 1685 wurde Französisch zur alleinigen Urkundensprache im Reich erklärt, und der Intendant von Angervilliers forderte in seinem Werk *Mémoires*

*d'Alsace*, „... la langue allemande est ce qu'il y a de plus essentiel à détruire“. Zwar wurde das Edikt in der Zeit des *Ancien Régime* nicht konsequent durchgesetzt, und Deutsch blieb aus pragmatischen Gründen de facto Amtssprache, da fast niemandem Französisch geläufig war. Dennoch wurde das Französische im Elsass gestärkt, aber so allmählich, dass die „Masse“ der Leute glaubte, nichts oder fast nichts habe sich verändert. „Man verstand es schon damals, die Zeit für sich arbeiten zu lassen.“

Die Französische Revolution schien zunächst dem Lande Zentralisation und Emanzipation zu bringen „im Frankreich von Valmy und der Freiheit der Völker“. Doch die Zentralisten obsiegten. 1791 forderte Talleyrand, Französisch über die Schulen überall in Frankreich durchzusetzen. Abbé Grégoire verlangte die Unterdrückung der Dialekte und der Regionalsprachen. In einem Bericht von 1794 an den Konvent hielt er fest, dass von 26 Millionen Franzosen nur deren 3 das Französische beherrschten. Grégoires Forderungen wurden von der Jakobinischen Diktatur umgesetzt. Zur Idee der *subjektiven Nation* des politischen Vertrages und des Willens zur Zusammengehörigkeit trat nun der Aufbau einer *objektiven Nation*. Die Nation wurde fortan mit dem Staat gleichgesetzt, aus der Gleichheit der Bürger wurde die Gleichschaltung nach dem Wahlspruch *une nation, une langue*; die Bevölkerung wurde sozusagen verstaatlicht. Dazu passt die Herabwürdigung und Verdächtigung anderer Sprachen und deren Sprecher in einer Äußerung von Bertrand Barère von 1794 im Namen des Wohlfahrtsausschusses.

Das Ziel der Jakobiner war die Schaffung „einer gleichgeschalteten Kulturnation“, um damit „die Kontrolle über die Massen zu erhalten“. Das gelang: „Auch heute gilt“ sprachliche und kulturelle Vielfalt innerhalb der Nation „für die Mehrheit der Franzosen als Unsinn“. 1794 wurde Französisch zur Urkunden-

sprache, zur Sprache der Beschreibungen und Veröffentlichungen erklärt, also zur Amtssprache.

Die Zeit nach 1815 brachte eine gewisse Entspannung: In der Sprachpolitik herrschte bis etwa zur Jahrhundertmitte ein Hin und Her, die intellektuelle Elite entwickelte zwar ein französisches Nationalbewusstsein, blieb aber dabei wachsam und setzte sich für die deutsche Sprache ein.

Um die Jahrhundertmitte verschlechterte sich die Lage mit dem aufkommenden Nationalismus. Im Jahre 1853 wurde Französisch als einzige Unterrichtssprache in allen Grundschulen eingeführt und Deutsch nur noch 25 Minuten täglich gelehrt. Allerdings gab es bis 1870 keine allgemeine Schulpflicht; die wurde erst vom Deutschen Reich eingeführt.

Als die deutschen Nationalisten die französische These *une nation, une langue* in ihrem Sinne übernahmen, machten sie nach dem Motto *soweit die deutsche Zunge klingt*, territoriale Ansprüche auf das Elsass geltend. Auf französischer Seite wurde dann als Antwort erstmals versucht, den elsässischen Dialekt vom Deutschen abzukoppeln; es wurde schlicht geleugnet, dass die Elsässer stets das Deutsche als Schrift- und Kultursprache verwendet und mitentwickelt hatten und an der deutschsprachigen Kultur großen Anteil gehabt hatten. Zudem wurde mit der Bezeichnung des Elsässischen als Patois die Volkssprache als „Untersprache“ abgewertet. Diese abstruse Sichtweise wurde damals von manchen französisch-patriotischen Elsässern übernommen. Die langfristige Folge war, dass das Deutsche im Elsass zunehmend als Fremdsprache angesehen wurde. Diese Ansicht ist auch heute noch im Elsass weit verbreitet und trägt zur Entfremdung der Elsässer von ihrer Geschichte, ihrer Kultur und ihrer angestammten Sprache bei.

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg wurde das Elsass 1871 deutsch. Das Reich förderte dem Zeitgeist gemäß das Deutsche

und band das Französische zurück. Das Französische wurde aber nicht ganz verbannt: Es behielt eine gewisse Stellung in der Presse und im kulturellen Leben. Das Deutsche Reich bewahrte eine gewisse Toleranz und handelte pragmatischer als vorher Frankreich. Die romanischen Dörfer behielten den lothringischen Dialekt (gewöhnlich Welsch genannt, auch auf Französisch), an den dortigen Schulen wurde auf Französisch unterrichtet und Deutsch kam erst als Zweitsprache hinzu.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Elsass wieder französisch, und sofort wurde das Deutsche „selbstverständlich“ bekämpft. Der Rektor der Straßburger Akademie, Coulet: „L'école a le devoir de veiller à ce que les enfants oublient chaque jour un mot d'allemand et apprennent à la place un nouveau mot de français.“ Bald wurde zwar wie in der Zeit nach 1815 die Sprachpolitik gemäßigt, doch gewann das Französische rasch an Boden und wurde 1939 von rund der Hälfte der Bevölkerung beherrscht.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Elsass 1940 de facto dem Dritten Reich einverleibt. Die Bevölkerung wurde traumatisiert; die deutsche Sprache, die nun allein galt, wurde mit Schreckensherrschaft, Willkür und Totalitarismus in Verbindung gebracht. Dieses Trauma wurde dann von der französischen Politik in jakobinischem Geist instrumentalisiert.

Nach dem Krieg wurde die französische Assimilationspolitik in unerhörtem Maße verschärft. Deutsche Zeitungen mussten französische Titel tragen und einen Teil der Sportnachrichten und Inserate auf Französisch veröffentlichen; deutsche Filme waren jahrelang verboten; Verwaltungssprache war nun ausschließlich Französisch, mit Ausnahme – für eine Zeitlang – von Dokumenten für die breite Öffentlichkeit; Straßenschilder trugen nur noch französische Namen. Vor allem aber wurde Deutsch als Schulsprache abgeschafft und jahrelang nicht einmal mehr als Fach unterrichtet.

Die Folgen für die heutige Gesellschaft:

1. Mit der Zurückdrängung des Deutschen - vor allem der Standardsprache - sollte das Elsass zu einem französischen "Finistère" werden, welches sich ausschließlich an Frankreich orientieren sollte. Dadurch sind sprachlich-kulturelle Barrieren errichtet worden; von der deutschsprachigen Kulturwelt ist das Elsass zunehmend abgeschnitten worden.
2. Mit der Entfremdung vom Standarddeutschen sind im Elsass auch die Dialekte geschwächt worden; diese haben viele Domänen verloren und sind höchstens noch Familien- und Ortssprache. Kenntnis und Verwendung der Dialekte sind enorm zurückgegangen. Viele Leute haben die von der Politik propagierte Haltung übernommen und nehmen das Deutsche nur noch als Fremdsprache wahr.

### *Thesen zur regionalen Sprache und Kultur*

1. Sprachwechsel kann allmählich durch einen langsamen Absorptionsprozess oder sprunghaft - von einer Generation zur nächsten - erfolgen. Beides trifft aufs Elsass zu. Ein Kind wählt seine Sprache nicht selbst, sondern diese wird durch die Sozialisation in Elternhaus und Schule bestimmt. Daher kann ein Kind auch der angestammten Sprache und seinen Eltern entfremdet werden.
2. Sprachverlust ist schwerwiegend, und er ist nicht freiwillig, sondern das Ergebnis einer Politik. Mit einem Sprachwechsel geht der jüngeren Generation der Zugang zu ihrer Geschichte, zu ihrem kulturellen Hinterland verloren. Die französische Politik der Einsprachigkeit bedarf der Revision.
3. Eine Sprache, die zur Amts- und Schulsprache aufsteigt, gewinnt an Ansehen. Das hat Auswirkungen auf ihre Benützer. Neben dem Französischen als Sprache der Republik sollen in den Regionen auch die angestammten Sprachen ihren Platz ha-

ben - als Amts- und Kultursprachen mit gesellschaftlicher Geltung.

4. Eine Sprache lebt durch die Praxis ihrer Benutzer in verschiedenen Handlungsfeldern oder Domänen: im privaten Bereich der Familie und des Freundes- und Bekanntenkreises, in Verkehr und Wirtschaft, in Verwaltung und Bildung usf.

Fazit:

Über Zweisprachigkeit zu reden ist gut. Noch besser ist es, sie zu fördern. Sie üben ist perfekt. Nur die Sprachen, die man nicht spricht, verschwinden.

*Solang dass m'r e Sproch redd, geht se nitt unter. E Sproch rede füber se ze rette.*

### *Die Ideologie der französischen Einsprachigkeit und Möglichkeiten zu deren Überwindung*

Pierre Klein sieht als Hauptgründe für den Rückgang der Regionalsprachen in Frankreich einerseits das *Misstrauen* des Staates, nämlich dass der Gebrauch von Minderheitensprachen zu separatistischen Ansprüchen führen könnte, und andererseits die *Arroganz* einer Elite, die zum Stolz auf das Französische und zur Verachtung der andern Sprachen Frankreichs erzogen worden ist.

Entsprechend der französischen Ideologie misstraut der Staat auch der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen (ECMS oder ECML). Frankreich hat, obwohl Straßburg Sitz des Europarates samt dem Sekretariat der ECML ist, diese Charta zwar unterzeichnet, aber nicht ratifiziert. Das begründete 1999 der Verfassungsrat mit dem Argument, die Charta verleihe spezifische Rechte an „Gruppen“ und anerkenne ein Recht auf den Gebrauch von Minderheitensprachen auch „im öffentlichen Leben“ und verstoße damit gegen die „Unteilbarkeit der Republik“, die „Gleichheit der Bürger“ und die „Einheit des französischen Volkes“.

Das Modell der nationalen Einsprachigkeit besteht darin, dass institutionelle Einsprachigkeit durchgesetzt wird und im Gegenzug die Regionalsprachen, im Elsass das Standarddeutsche, auf den Status einer Fremdsprache zurückgesetzt und die Dialekte auf den privaten Bereich beschränkt werden. Noch ist es nicht ganz so weit, aber das Modell wird mit der Zeit zum Selbstläufer. Die Elsässer selbst sind nach Claude Vigée sowohl „Opfer als auch Komplizen“ geworden, indem sie das Modell weitgehend verinnerlicht haben.

Dabei hat die Zweisprachigkeit, so weit sie im Elsass noch besteht, große Vorteile:

- Wer Englisch und Deutsch kann, dem fällt Englisch zu lernen viel leichter als den Einsprachigen.
- Die Vorteile der Zweisprachigkeit liegen für die Wirtschaft mit ihrer internationalen Verflechtung gleichermaßen auf der Hand wie für die Berufsleute des Elsass, die auch über die Grenzen Frankreichs hinaus tätig sein und Karriere machen wollen.

Die Erhaltung oder Wiedergewinnung der Zweisprachigkeit ist aber an Voraussetzungen geknüpft:

- Die Nachbarsprache wird gemäß dem Konzept des Europarates seit den 1980er Jahren gefördert; für das Elsass ist das Deutsche aber nicht nur Nachbarsprache, sondern angestammte Sprache.
- Der Wiederaufbau kollektiver Zweisprachigkeit im Elsass kann nur gelingen, wenn sie mit der Geschichte, Kultur und Wirtschaft der Landschaft und dem Wissen davon gekoppelt wird.
- Der Zeitgeist der „zunehmenden Individualisierung, der sanften Gleichgültigkeit und des Hedonismus“ ist dem Erhalt der Regionalsprache nicht förderlich. Eine kollektive elsässische Zweisprachigkeit setzt voraus, dass der Sinn für

eine elsässische Gemeinschaft gestärkt wird. Dazu gehört, dass sowohl Hochdeutsch als auch Elsässisch als zusammengehörig und als Formen der deutschen Sprache begriffen werden.

Die Generation, welche zwischen 1945 und 1975 zur Schule ging, war die erste, die als Ganzes das Elsässerdeutsch nicht mehr weitergab. Ein Hauptgrund dafür war, dass sie in der Vor- und Volksschule keinen regulären Deutschunterricht mehr erhalten hatte. Dadurch wurde das identitätsstiftende Band zwischen Hochdeutsch und den elsässischen Dialekten entwertet, und das Elsässerdeutsch wurde langfristig geschwächt, zuerst in seiner Qualität, indem es den Nährboden der Standardsprache verlor und weniger beherrscht wurde, und dann in seiner Quantität, indem es weniger oft und von weniger Leuten gesprochen wurde. Weitergegeben wurde von der besagten Generation, was sie am besten beherrschte und überbewertete, nämlich Französisch.

Zwar besuchen etwa 12% der Elsässer Kinder zweisprachige Schulen, doch steigt der Anteil nur langsam, und es gibt aus mehreren Gründen einen Mangel an Deutschlehrern. Der Einsatz des OLCA, des Amtes für Sprache und Kultur im Elsass ist lobenswert. Die Gebietskörperschaften geben jährlich 3 Mio. € für die regionale Sprache aus – aber das ist nur 1% des gesamten Budgets, es könnte und müsste wesentlich mehr sein. In der regionalen Politik gibt es zu viele Mitläufer, die ja nicht den höheren Behörden in Paris missfallen möchten.

Zudem gibt es – als Folge des letzten Krieges – immer noch einen zweifachen Antigermanismus: einen in unserer Zeit der deutsch-französischen Freundschaft anachronistischen französischen Antigermanismus und einen posttraumatischen, nach innen gerichteten elsässischen Antigermanismus. Die Antwort kann neben einer Ausweitung des Deutschen als Unterrichtssprache nur sein, dass die Regionalsprache ihre früher selbst-

verständlichen Domänen als Sprache der Kultur, der Verwaltung, der Wirtschaft und der sozialen Bereiche wiedergewinnt.

### *Gute und fragwürdige Vorbilder fürs Elsass in Europa*

Es gibt eine Reihe von Beispielen dafür, dass Regionalsprachen sich behaupten oder sogar erholen können, sogar in Frankreich.

- Im Baskenland ist innerhalb von 15 Jahren, nämlich zwischen 2004 und 2019, die Zahl der zweisprachig oder immersiv auf Baskisch unterrichteten Schüler von 24,5% auf 40,9% gestiegen.
- Beidseits der deutsch-dänischen Grenze gibt es Schulen für die sprachlichen Minderheiten, die in beiden Fällen von deutscher und dänischer Seite finanziert werden.

Dass Standarddeutsch und die im Elsass gesprochenen Dialekte zusammen die Regionalsprache des Elsass ausmachen, ist in offiziellen Texten der Region an prominenter Stelle durchaus mehrfach festgehalten worden. „Historisch gesehen ist die elsässische Bevölkerung deutschsprachig, bevor sie auch französischsprachig ist.“ Gelegentlich wird immer noch versucht, nur das „Elsässisch“ als Regionalsprache gelten zu lassen, aber das ist historisch nicht zu halten. Die nationalen Minderheiten, die den Weg der Abkoppelung gegangen sind, haben das mit mäßigem Erfolg getan und sollten ihre Sprachpolitik wohl überdenken:

- In Französisch-Flandern, dem *Westhoek*, wurden zweisprachige Klassenzüge mit Französisch und Westflämisch als Unterrichtssprachen (statt Niederländisch) gebildet.
- Im Departement Moselle entschied man sich für Französisch und Fränkisch (den regionalen moselfränkischen Dialekt).

Dass sich dort beides nicht wirklich entwickelt, hängt vermutlich mit der geringen Anziehungskraft dieser regional beschränkten Sprachformen zusammen, während die Standardsprachen Niederländisch und Deutsch bestimmt gefragter wären.

Es gibt fürs Elsass keinen anderen Weg zum Erfolg, als eine neue Sprachenpolitik der amtlichen, schulischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung von National- und Regionalsprache voranzutreiben. „Jetzt ans Werk!“

*rwv*

## IMPRESSUM

Herausgeber	Sprachkreis Deutsch/Bubenberg-Gesellschaft Bern CH-3000 Bern (ist kein Postfach!)
Redaktion	R. Wyß (rwv), r.wyss@web.de, Tel. 076 345 78 60
Druckerei	ABC Druck AG, Wangen a. A. 30-36930-7
Postkonto SKD	IBAN: CH20 0900 0000 3003 6930 7 SWIFT: POFICHBEXXX
Copyright	für alle Texte bei den Verfassern, für Bilder ohne Quellenangaben bei R. Wyß.
Webseiten	Sprachkreis Deutsch: <a href="http://sprachen.be">sprachen.be</a> , <a href="http://bernerland.ch">bernerland.ch</a> BADEM: <a href="http://badem-schweiz.ch">badem-schweiz.ch</a> Schweizer Orthographische Konferenz: <a href="http://sok.ch">sok.ch</a>

